Protestantenblatt.

Wochenschrift für den deutschen Protestantismus.

Unter Mitwirkung von Gesinnungsgenossen herausgegeben von R. Emde, Bremen, und D. M. Fischer, Berlin.

37. Jahrgang.

Nr. 35 — Bremen-Berlin, den 27. August — 1904

Erscheint jeden Sonnabend. — Preis: Vierteljährlich 1,50 Mark. Bei direkter Zusendung 40 Pf. für Porto mehr. — Bestellungen nehmen sämtliche Postanstalten und Buchhandlungen des In- und Auslandes entgegen. Postzeitungsliste 6244 a. — Anzeigen pr. Zeile 30 Pf., Reklame pr. Zeile 80 Pf.

Inhalt: Das Amt des Geistes. Von Br. St. — Der deutsche Protestantenverein. Von Hönig. — Der Kampf um das Konkordat. I. Von Dr. Hegemann. — Zum Schulkompromiß. Von K. Schrader. — Bernhard von Weimar. I. Von H. Freytag. — Vom Büchertisch.

Das Amt des Geistes.

2. Kor. 3, 4—18.

Wenn Moses auf dem Berge Sinai mit dem Herrn geredet hatte, glänzte sein Angesicht, so daß die Kinder Israel sich fürchteten, ihm zu nahen. Aber der Glanz verschwand bald. Damit das Volk sein Schwinden nicht sehen sollte, deckte Moses eine Decke über sein Angesicht, die er abtat, wenn er wieder hineinging vor den Herrn, mit ihm zu reden. (2. Mos. 34, 29—35.)

So wußte das Volk bis zu den Zeiten des Paulus nicht, daß der Glanz vergänglich und im Schwinden sei, der das Amt des Moses verklärte, das Amt des Buchstabens, das die Verdammnis predigt: bis auf den heutigen Tag, wenn Moses gelesen wird, hängt die Decke vor ihren Herzen — sagt der Apostel.

Auch die, die das Amt führen, das die Gerechtigkeit predigt, das Amt des Neuen Testaments, reden mit dem Herrn; auch sie machen sich hinzu in das Dunkel, da Gott innen ist (2. Mos. 20, 22); in die dicke Wolke (2. Mos. 19, 14), die Gott in der Geschichte der Menschheit verbirgt; in Geheimnisse, die ihnen künden sollen, wie auf Gottes „Es werde!" sich unter den Menschen das Leben gestaltet.

Auch ihr Angesicht erglänzt darüber und das Herz wird ihnen warm. Sollen auch sie eine Decke vor ihr Angesicht hängen, wenn sie zum Volke reden? Sollen sie vor dem Volke die Erkenntnis verbergen, die sie erleuchtet? Sollten sie es lassen können, daß sie nicht reden sollten, was sie gesehen und gehört haben?

Ein solch Vertrauen aber haben wir durch Christum zu Gott. Nicht daß wir tüchtig sind von uns selber, etwas zu denken, als von uns selber; sondern daß wir tüchtig sind, ist von Gott, welcher auch uns tüchtig gemacht hat, das Amt zu führen des Neuen Testaments, nicht des Buchstabens, sondern des Geistes. Denn der Buchstabe tötet, aber der Geist macht lebendig (V. 4—6).

Es ist nicht von Menschen erdacht; es ist ein gottgegebenes Amt, das Amt, das bei dem Buchstaben nicht stehen bleibt, sondern nach dem Wehen und Weben des Geistes fragt, der hinter dem Buchstaben sich birgt: Denn der Buchstabe tötet, aber der Geist macht lebendig.

Es hatte zwar auch das Amt des Buchstabens, der in die Steine gebildet ist, seine Klarheit; es hat auch der Buchstabe seinen Wert. Als ein Wegweiser steht er da, der nicht verrückt werden darf; als ein Wegweiser in dem Gewirr der Wege des Lebens den Wanderern, die von Geschlecht zu Geschlecht an ihm vorüberziehen. Wer seiner nicht achtet, geht irre, — wer aber an ihm stehen bleibt, wird nie ans Ziel gelangen, wird auf dem Wege umkommen.

Denn der Buchstabe tötet. Er selbst ist ja tot, ist in die Steine gegraben: ein Stein am Wege, der nicht weiß, woher der Weg kommt und wohin er führt; der nicht weiß, daß der Wanderer, der heute an ihm vorüberzieht, ein anderer ist als der, der gestern vorüberging; der nichts weiß von den Bedürfnissen des Menschenherzens, von seinem Streben und Verfehlen, von seinem Suchen und Irren, von seinem Wollen und Nichtfinden. Wenn einer müde und ermattet an ihm niedersinkt, läßt er ihn liegen und steht unbewegt da mit seinem starren: „Du sollst!" und „Du sollst nicht!" und verdammt und verstößt und läßt den Verstoßenen vereinsamt umkommen.

Aber der Geist macht lebendig: ja, der Geist allein ist's, der da lebendig macht. Denn der Geist ist der Hauch aus dem Munde des lebenschaffenden Gottes, der Geist ist. In dem Geist ist das Leben, welches das Licht der Menschen ist; er ist das Licht, das alle Menschen erleuchtet, die in diese Welt kommen, er erforschet alle Dinge: das Werden und Sein des Menschenlebens und die Tiefen der Gottheit, aus denen es geworden ist. Das Amt des Geistes verdammt nicht und tötet nicht: denn es begreift und versteht alle Dinge und weiß, daß auch die leiseste Regung geistigen Lebens ein Schimmer des Lichtes ist, das die Welt erleuchtet.

Darum haben wir ein solches Vertrauen durch Christum zu Gott, daß das Amt des Geistes, der lebendig macht, ein gottgegebenes Amt ist. Wir haben ein solches Vertrauen zu Gott durch Christum, als Diener des Herrn, der der Geist ist, und dessen Wesen der Geist war, auch als er noch wie wir im Fleische lebte; der gesagt hat: die Worte, die ich rede, die sind Geist und Leben (Joh. 6, 63). Um seinetwillen sind wir tüchtig gemacht, das Amt zu führen des Neuen Testaments, nicht des Buchstabens, sondern des Geistes.

Dieweil wir nun solche Hoffnung haben, brauchen wir großer Freudigkeit und tun nicht wie Moses, der die Decke vor sein Angesicht hing, daß die Kinder Israel nicht ansehen konnten das Ende deß', das aufhöret. In unserem Amte soll des Herrn Klarheit sich spiegeln mit aufgedecktem Angesichte, daß wir verklärt werden von einer Klarheit zu der anderen als vom Herrn, der der Geist ist.

Br. St.

Der deutsche Protestantenverein.

I. Der Anfang.

Der vom 4. bis 7. Oktober in Berlin stattfindende Protestantentag richtet unsere Aufmerksamkeit wieder einmal auf den Protestantenverein, einen vielfach vergessenen. Manche werden sich wundern, daß er noch lebt und sich erlaubt, sein Licht vom Leuchter der Reichshauptstadt leuchten zu lassen. Sie werden sagen: Wir haben ihn doch begraben, haben ihm die Leichenrede gehalten, ist er immer noch nicht tot? hat er immer noch nicht erkannt, daß seine Zeit um ist? Wer den Verein besser kennt, der wird aus den Urteilen der Menschen bald herausmerken, daß „Protestantenverein" ein Wort ist, dessen Sinn man nicht mehr genau kennt, für Viele ein hergebrachtes Stichwort für irgend eine Verirrung, über deren Wesen man nicht mehr recht klar ist, für irgend eine Form widerchristlichen Strebens oder einen verkehrten Versuch, Zeitfragen zu lösen. Eine Auffrischung der Erinnerung scheint uns daher Bedürfnis.

Das Entstehungsjahr ist 1863. Es war die Zeit des ersten Aufatmens nach einer unglaublich dumpfen, von Stickluft schweren Periode im deutschen Vaterlande. Nach dem mißlungenen Ringen um die politische und jede andere Freiheit in den 40er Jahren brachte das folgende Jahrzehnt wie die staatliche, so auch die kirchliche Reaktion und die Anwendung der brutalsten Mittel, die geknickte Volkskraft zu demütigen und dauerhaft zahm zu machen. Es war das erste sich wieder regende protestantische Selbstgefühl, als in Baden das protestantische Volk sich mit einer großen Einmütigkeit gegen die Einführung einer Agende wehrte, in Hannover gegen einen Katechismus, in der bayrischen Pfalz gegen ein Gesangbuch erhob. Ganz besonders in Baden war der Aufschwung ein volkstümlicher, starker und vor allem erfolgreicher. Hier kam daher der Gedanke auf, was in Baden so glänzend gelungen war, nämlich einem freien Geist in der Kirche die Leitung in die Hand zu geben, für das ganze Deutschland zum erstrebenswerten Ziele zu machen; von hier kam die Anregung, als sich am 30. September eine Anzahl angesehener Männer in Frankfurt a. M. zusammen fand, um eine Organisation zu schaffen zur Umgestaltung unserer deutschen evangelischen Kirche im „Geiste protestantischer Wahrhaftigkeit und Freiheit".

Die Männer, die sich hier fanden, waren keine Radikalen, sondern Männer, die sich teils im wissenschaftlichen, teils im öffentlichen Leben als durchaus besonnene, ernst denkende, tief gründende Männer bewährt hatten. Der Heidelberger Professor Schenkel, die Seele des Ganzen, die agitatorische Kraft in der Bewegung, war bisher ein durchaus konservativer Mann, hatte aber mit scharfem Sinn für das öffentliche Leben die Gefahr der reaktionären Zeitbestrebungen zu rechter Zeit erkannt und war nun mit der ganzen Kraft seiner erregbaren Natur dagegen aufgetreten. In dem tiefsinnigen Denker Richard Roth war mit der reinsten Aufgeschlossenheit für das Kulturleben die innigste supernaturalistische Frömmigkeit zu einem der merkwürdigsten Bündnisse vereinigt. Er hat dem Programm den großen kulturgeschichtlichen Hintergrund und die großen Ziele gegeben. Neben ihnen standen die angesehenen badischen Pfarrer K. Zittel aus Heidelberg und O. Schellenberg von Mannheim. Den Norden vertraten der Gothaer Generalsuperintendent K. Schwarz, der geistreiche Geschichtsschreiber und Kritiker der neueren Theologie, der Bahnbrecher moderner Predigtweise, der mutige Kämpfer für die Freiheit des Denkens, und Professor Baumgarten, der gläubige Mann, der der liberalen Theologie immer verschlossen blieb, der aber, selbst ein Märtyrer protestantischer Wahrhaftigkeit, begeistert für die Freiheit eintrat, als das Heiligtum alles wahren Christentums. Politische Männer waren L. Häusser, der Geschichtsschreiber, und Rudolf von Bennigsen; vor allem der bald eintretende Professor des Staatsrechts Bluntschli, der langjährige Vorsitzende des Vereins, der Mann mit dem vielumfassenden Interesse, dem klaren Blick und der staatsmännischen Weisheit. Solche und Männer der Wissenschaft, wie die beiden Orientalisten Hitzig und Ewald gaben der Sache einen durchaus besonnenen ernsten Charakter. Er wurde noch verstärkt durch den bald erfolgenden Hinzutritt des aus der Schule Schleiermachers stammenden Kreises der protestantischen Kirchenzeitung, der sich im Berliner Unionsverein gesammelt hatte und zu dem Männer gehörten wie Kraußе, Sydow, Lisko, Thomas, Männer von vornehmer, freier Denkweise im Geiste ihres Meisters. Alle diese Männer und mit ihnen hundert andere treue Glieder der Kirche, gute Protestanten und religiöse Menschen, die aber zugleich einen tiefen Zug aus dem Bildungsleben der Gegenwart getan hatten, erkannten es als eine große und dringende Aufgabe der Zeit, den immer drohenderen Verdunkelungsmächten entgegen zu treten und durch eine freiere Gestaltung der Kirche in ihr Luft und Licht zu schaffen für Menschen der Gegenwart und der Zukunft.

Es war schon insofern ein bedeutungsvolles Ereignis, als sich hier zum ersten Mal in der evangelischen Kirche eine „liberale" Richtung organisierte. Was sich auf dem politischen Gebiete schon längst mit aller Macht als Notwendigkeit aufgedrängt hatte, das zeigte sich als die gleiche Notwendigkeit auf dem kirchlichen: der Kampf für das Recht und die Freiheit der Persönlichkeit, der Überzeugung, des Gewissens. Der Protestantismus ist an sich ein liberales Prinzip; wird aber dieses Prinzip von der Kirche verlassen, so muß es eine liberale Richtung geben, die es fordert. Man nennt eine Theologie liberal, welche nach denselben Methoden arbeitet, wie die allgemeine Wissenschaft, mit dieser im Zusammenhang bleibt und ihre Entwicklung teilt. Aber der Begriff „liberal" entsteht im Grunde erst dann, wenn in der Kirche das Recht für diese Theologie gefordert und erstritten wird, wenn sich diese Forderung als öffentliches Bestreben kundgibt, als solches organisiert. Der Protestantenverein hat dies getan, er hat eine Sammlung derjenigen Protestanten Deutschlands versucht, die die Umfassungsmauern der Kirche weiter und auch für solche offen haben wollen, die der geistigen Entwicklung der Zeit gefolgt sind, und hat in allen Teilen des Reiches Männer gefunden, die den Gedanken mit Freuden begrüßt haben.

II. Die Ziele.

Aber die Männer, die 1863 in Frankfurt zusammentraten, wollten nicht bloß eine kirchenpolitische Partei gründen. Sie wollten der kirchlichen Entwicklung ein großes Ziel geben. Sie wollten aussprechen, was nach ihrer Meinung der tiefste Schaden unseres kirchlichen Lebens ist und welche Umgestaltung notwendig sei, wenn die Kirche ihre Aufgaben in der Zeit und in der Zukunft erfüllen soll. Ohne selbst Reformatoren sein zu wollen, stellten sie doch einen reformatorischen Gedanken an die Spitze, der ihren Unternehmungen die Richtung geben sollte: sie verlangten eine Erneuerung der Kirche „im Einklang mit der gesamten Kulturentwicklung unserer Zeit". Es war eine zweifellos richtige Diagnose, wenn Rothe die Schwäche unserer Kirche in dem inneren Zwiespalt fand, der sich seit bald zwei Jahrhunderten zwischen der Kirche und dem allgemeinen Bildungsleben aufgetan und noch keine Brücke gefunden hat; wenn er zeigte, daß die große Entfremdung der Gebildeten und bald auch der Ungebildeten von der Kirche in einem Gegensatz der Weltanschauung des Denkens und Empfindens wurzelt, der sich bewußt oder unbewußt geltend macht und der sich nach dem Gesetz der Vererbung zu einem fast angeborenen Zustand unseres Geschlechtes ausgebildet hat. Der Protestantenverein hat das Verdienst, auf diese oft verschleierte Tatsache mit Deutlichkeit hingewiesen und die Heilung dieser Wunde als das große Richtziel bezeichnet zu haben. Er erklärt es demgemäß für die Aufgabe der Gegenwart, die Bedingungen zu schaffen, daß die Kirche nicht in der Abgeschlossenheit von dem draußen flutenden Geistesleben ersticke, daß sie seinen Einflüssen sich öffne, daß sie die Menschen, die diese hinein tragen, nicht als Zerstörer des Glaubens hinaus werfe, sondern als Förderer ihrer Aufgaben für die Gegenwart und Zukunft schätze. Er will, daß man scheide zwischen dem

Ewigen in der Religion und dem Vergänglichen, und daß man mit dem letzteren in die Entwicklung des allgemeinen Geisteslebens hineintrete, damit die Kinder der Gegenwart sich nicht fremd fühlen in der Kirche, sondern zu Hause, und wieder teilnehmen an ihrem Leben. Man mag in dem Wort „Kultur" einen unangenehmen Beigeschmack finden, weil mancherlei Begriffe, wie Blasiertheit und Unnatur, Unmoral und Materialismus sich damit verbinden, aber so wenig uns alle Verzerrungen des religiösen Lebens anhalten, von diesem selbst zu lassen, so wenig können uns augenblickliche Erscheinungen des Kulturlebens irre machen, in der Entwicklung des geistigen Lebens eine Macht zu sehen, die ihr götliches Recht fordert.

Die erste Bedingung, die der Verein diesen Zielgedanken entnommen hat, ist die Freiheit der Lehre. Die evangelische Kirche braucht eine Wissenschaft, und zwar eine voraussetzungslose, unbestechliche Wissenschaft, die nur die Frage kennt: was ist Wahrheit? eine Wissenschaft, die nach derselben Methode arbeitet wie jede andere und die mit der allgemeinen Wissenschaft in einem organischen Zusammenhang bleibt. Diese Wissenschaft ist die natürliche Brücke zwischen Kirche und Zeitbildung; sie ist das fortschreitende und fortbildende Element in der Kirche; sie ist die Verbindung zwischen Vergangenheit und Zukunft. Ihre Bedeutung muß in der protestantischen Kirche erkannt und ihr eine vollberechtigte Stellung im Leben der Kirche angewiesen werden. Dazu gehört aber vor allem, daß sie nicht nur als Wissenschaft an der Universität und in den Büchern ein Recht habe, sondern auch im Leben der Kirche selbst, daß ihre Vertreter in der Kirche nicht dem Ketzergericht verfallen, sondern ihre anerkannte Berechtigung neben denjenigen haben, die sich den Ergebnissen der Wissenschaft verschließen; es gehört dazu, daß auch die praktische Arbeit, Predigt und Unterricht die Freiheit habe, sich auf diesen aufzubauen. Diese Freiheit der Gedanken muß als eine Grundbedingung einer Entwicklung unseres religiösen Lebens im Zusammenhang mit der gesamten übrigen Kulturentwicklung erscheinen.

Dieses Recht der geistigen Bewegung will der Protestantenverein, nicht etwa die Herrschaft irgend einer Anschauung oder Lehre. Es ist wichtig, das zu betonen. Der Verein hat keine eigene Dogmatik, er hat kein Bekenntnis aufgestellt, er ist nicht identisch mit irgend einer theologischen Schule oder Richtung. Wenn in ihm eine theologische Richtung hauptsächlich vertreten war, so hat er sich doch niemals mit ihr identifiziert, er hat Mitglieder verschiedener Richtungen gehabt. Hervorragende Mitglieder, wie Rothe und Baumgarten, gehörten durchaus nicht der „liberalen" Theologie an. Er hat aber mit Entschiedenheit das Recht jeder freien Richtung, die auf dem Boden des Christentums und des Protestantismus steht, gefordert und im Einzelfalle verteidigt. Er hat allen Ketzerprozessen seiner Zeit einen tatkräftigen Protest entgegengesetzt.

Eine weitere Forderung des Vereins, die auf der Linie seines Prinzips steht, ist das Gemeindeprinzip und eine Verfassung auf Grund dieses Prinzips. Die protestantische Kirche solle keine hierarchische Kirche, keine Theologen- und Pastorenkirche, sondern eine Volks- und Gemeindekirche sein. Über den protestantischen Geist dieser Forderung kann kein Zweifel bestehen. Wenn Luther, was bisher ausschließliches Recht des Papstes und der Priester war, jedem Christen zusprach, so folgt daraus, daß das Wesen der Kirche in der Gemeinschaft aller Christen, in der Gemeinde ruht. Luther war nicht im stande, diese Aufgabe zu lösen. Soll aber nicht eine Zeit dazu berufen sein, die das Recht des Volkes auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens verlangt? Sollte das kirchliche Leben, das am wenigsten Knechtung und Bevormundung ertragen kann, davon ausgeschlossen sein? Soll hier immer noch ein privilegierter Stand herrschen? immer noch vom grünen Tisch einer Konsistorialbehörde aus entschieden werden, was das innerste Leben berührt? Das Gemeindeprinzip ist aber in hohem Grade geeignet, zur Versöhnung der geistigen Gegensätze beizutragen. In der Gemeinde ist die Verbindung von Religion und Zeitbildung naturgemäß vollzogen; ein bildungsfeindliches Kirchentum findet sich in der Gemeinde nur, wo es ihr künstlich anerzogen ist. Die Gemeinde ist für das „undogmatische Christentum", für Religion ohne dogmatische Formulierung, für eine Religion, die mit keinem sonstigen Bildungs- und Lebensinteresse in Konflikt kommt. Kommt die Gemeinde zur Geltung, so gibt es keinen Abendmahlsstreit mehr, keinen trinitarischen oder christologischen Streit, keinen Bekenntniszwang, keine Ausschließungen und Verdammungen. Haben wir eine wirkliche Volks- und Gemeindekirche, dann ist die Frage nach einer Versöhnung zwischen Kirche und Zeitbildung wenigstens praktisch gelöst. Darum muß die Gemeinde herbeigezogen werden, die Forderung ist eine ganz wesentliche. Sie muß die Trägerin des ganzen kirchlichen Lebens werden. Sie muß Rechte erhalten, damit sie ihre Pflichten fühlen und kennen lernt. Sie muß sich nicht nur örtlich für die Bedürfnisse des engeren Gemeindelebens organisieren, sondern auch für die größeren Fragen einer ganzen Landeskirche, sie muß nicht nur für Verwaltungsangelegenheiten, sondern auch für Fragen des sittlichen und sozialen Lebens die nötigen Kräfte liefern.

Wenn aber die Gemeinde zu dieser Bedeutung kommen soll, so bedarf sie selbst erst der Erneuerung. Sie muß erwachen. Sie muß erst Interesse und Freude bekommen an der kirchlichen Arbeit. Sie muß einen kräftigen Willen haben, einen Trieb, selbständig nach den in ihr liegenden Anschauungen und nur ihren eigenen Bedürfnissen gemäß zu handeln. Diese Gemeinde ist noch nicht vorhanden; das ist eben die große Not der Zeit: die Gemeinde lebt nicht! Das Gemeindeprinzip ist ein wenig wertvolles, unter Umständen sogar schädliches Prinzip, so lange es noch keine wirkliche Gemeinde gibt. Darum spitzt sich unsere Zeitfrage ganz besonders in der Frage zu: wie gewinnen wir eine Gemeinde? Eine größere, aber auch eine schwerere Aufgabe kann sich ein Verein nicht stellen. Der Protestantenverein hat diese Aufgabe, so gut es möglich war, zu lösen versucht. Es war eine immer sich wiederholende Frage: wie gewinnen wir die der Kirche entfremdeten Glieder? die seine Versammlungen beschäftigt hat. Er hat sich in unermüdlicher literarischer Thätigkeit und ganz besonders durch Vorträge zu zeigen bemüht, daß es eine Art von Religiosität gibt, die mit keiner Forderung des geistigen modernen Lebens in Widerspruch kommen kann, daß diese Frömmigkeit nur eine Perle ist im Kranze der Geistesperlen, die eine edle Zeitbildung darbietet. Er hat darauf hingewiesen, daß diese Frömmigkeit einen durchaus christlichen Charakter trägt, da sie das Christentum Christi selbst ist, das echte ursprüngliche Christentum. Er hat sich unermüdlich bemüht, eine Gemeinde zu sammeln und zu erziehen, die wahre christliche Frömmigkeit schätzen lernt und sich in ihren Dienst stellt.

Zum Programm des Protestantenvereins gehört auch „die Wahrung der Rechte, der Ehre und der Freiheit des deutschen Protestantismus". Der Protestantenverein hat die Aufgabe des evangelischen Bundes Jahrzehnte vor dessen Existenz auf seinen Schultern gehabt und sich ihr mit Eifer gewidmet. Er hat den Kampf nicht aus Kampfeslust aufgenommen, aber aus der Pflicht, die protestantische Ehre und die Sorge für das Vaterland auferlegen. Es war darum auch kein Widerspruch, sondern in einer grundsätzlichen Auffassung begründet, wenn neben diesem Kampf der Protestantenverein „die Erhaltung und Förderung christlicher Duldung und Achtung zwischen den verschiedenen Konfessionen und ihren Mitgliedern" auf seine Fahne schrieb.

Als letzten Punkt enthält das Programm des Protestantenvereins „die Anregung und Förderung des christlichen Lebens, sowie aller christlichen Unternehmungen und Werke, welche die sittliche Kraft und Wohlfahrt des Volkes bedingen". Die Stifter des Vereins waren sich wohl bewußt, daß eine Kirche ohne Werke der Liebe keine Kirche ist. Es war nicht Aufgabe des Vereins, solche Werke in die Hand zu nehmen, von denen jedes einer besonderen Organisation bedarf, aber

er hat allezeit die von der Gegenwart gestellten praktisch sozialen Aufgaben als solche im Auge behalten, die neben dem Reformwerke nicht vernachlässigt werden dürfen, und er hat ihnen eine Auffassung im Lichte eines weitherzigen Protestantismus und einer echten Humanität zu geben versucht.

Ein Programm, wie dieses, darf wohl das Urteil beanspruchen, daß es nicht ungeschickt die Gedanken zusammenfaßt, die sich ein Mensch machen muß, der mit seinem Denken und Fühlen in der Zeit steht und doch ein religiöser Mensch und ein Freund der Kirche bleiben will. Er steckt sein Ziel weit aber klar; die Mittel, die er vorschlägt, sind derart, daß man fragen darf, wer weiß andere und bessere? Hönig.

Der Kampf um das Konkordat.

I.

Am 29. Juli d. J. hat der französische Minister des Auswärtigen, Delcasse, den Bevollmächtigten Frankreichs beim heiligen Stuhl de Courcel beauftragt, dem Staatssekretär Merry del Val zu eröffnen:

„Nachdem die Regierung der Republik zu wiederholten Malen die schwere Verletzung, welche das Vorgehen des heiligen Stuhles, der sich unmittelbar gegen französische Bischöfe wandte, angezeigt hat, eine Verletzung, welche die Konkordatsrechte des Staates betrafen — hat sie durch zwei Noten vom 23. Juli d. J. den heiligen Stuhl von den Folgerungen verständigt, die er aus einer solchen andauernden Verkennung seiner Rechte zu ziehen hätte. — Daraufhin hat sich die Regierung der Republik entschlossen, die amtlichen Beziehungen abzubrechen, welche durch die Willensmeinung des heiligen Stuhls gegenstandslos geworden sind". (Nach den „Documents diplomatiques: France et Saint-Siège" des „Journal officiel").

Nach der Abberufung des Botschafters Nisard auf Grund der päpstlichen Protestnote gegen die Romreise des Präsidenten Loubet ist dies der zweite folgenreiche Schritt auf der Bahn der Zerstörung des Konkordats.

Worin bestand eigentlich der Streitgegenstand, der zum Abbruch der diplomatischen Beziehungen führte? Der halboffiziöse, einer Versöhnung der beiden streitenden Gewalten geneigte „Temps" hat es nach anfänglicher Mißbilligung des scharfen Vorgehens Combes' bezeugt, daß auf beiden Seiten der Wille zum Bruch gleich stark entwickelt war. Mit gutem Gewissen konnte die Regierung mit blitzartiger Schnelligkeit die Akten des Konfliktes der Öffentlichkeit vorlegen, um ihr Recht zu erweisen. Es handelt sich ja um eine strittige Frage, wenn von seiten der Regierung das Recht des Papstes zu disziplinaren Vorladungen der französischen Bischöfe geleugnet, von der Kurie aber bejaht wird. Merry del Val hat übrigens das Zugeständnis gemacht, daß die Kurie im Falle einer endgültigen Absetzungssentenz sich mit der französischen Regierung ins Benehmen gesetzt hätte. Aber Combes konnte am 20. Juni an Delcasse schreiben: „Zu allen Zeiten, unter allen Regierungsformen (Frankreichs) war es feststehend, daß der Pariser Nuntius sich nicht unmittelbar mit dem Klerus in Verbindung setzen konnte. Casimir Perier hat Vorgänge Revue passieren lassen, welche dies beweisen, Briefe verschiedener auswärtiger Minister: Chateaubriand 1824, Damas 1826, ein Brief des auswärtigen Ministers an den Nuntius von 1850, ein anderer Spullers von 1887, eine Note im „Journal offiziel" vom 24. Juni 1870 — sie alle haben den Zweck, ins Gedächtnis zu rufen, daß der Nuntius lediglich Gesandter ist und nicht das Recht hat, mit den Bischöfen unmittelbar zu verkehren." In seinem ausführlichen Doppelschreiben vom 26. Juli hat Merry del Val diese bisher von der Kurie zum mindesten geduldete Auslegung des Konkordats durch die Pariser Regierung abgewiesen. Während noch in neuester Zeit sein Vorgänger Rampolla in friedfertiger Weise zurückgewichen war, als das Ministerium den Ausdruck „Nobis nominavit" (statt schlankweg „Nominavit") in den bischöflichen Einsetzungsbullen verwarf, hat sein Nachfolger keinen Schritt mehr zurückgetan. Es ist nur wie ein wehmütiger Nachklang, wenn es in dem Scheidebrief des Spaniers heißt: „Der heilige Vater, indem er sich erfüllt mit der ganz besonderen Zuneigung, welche er nach dem Vorbild seines erlauchten Vorgängers für die edle französische Nation hegt." Aber diesem Vorzugsverhältnis der ältesten Tochter der Kirche ist diesmal doch keine besondere Nachgiebigkeit entsprungen. Der Fanfare der Protestnote gegen den Loubetschen Besuch in Rom folgten Schlag auf Schlag neue Kundgebungen der Unversöhnlichkeit und so ist es denn erreicht, daß noch vor Beginn der großen Ministerferien eine entscheidende Tatsache geschaffen ist, die nach der ganzen Entwicklung in Frankreich naturgemäß eine andere Bedeutung hat, als die in den letzten Jahrzehnten erfolgten analogen Abberufungen der diplomatischen Vertreter seitens Belgiens und Österreichs.

In dieser ernsten Stunde, die mit dem „conflit" eingetreten ist, mag es interessant sein, die Stimme eines der bedeutendsten französischen Geschichtsschreiber über das Konkordat und die religiöse Lage in Frankreich anzuführen. Wir meinen Hippolyt Taine in seinem großen Monumentalwerk „Entstehung des modernen Frankreich" (deutsch von L. Katscher, Leipzig, Abel und Müller). Wir haben hier ein Werk von staunenswerter Objektivität und ungeheurer Materialbeherrschung vor uns, eine Arbeit, die uns in einer Weise Einblick auch in die religiös-kirchlichen Kräfte Frankreichs verschafft, wie das durch keine uns bekannte Darstellung aus deutscher Feder über deutsche Zustände geschieht.

Was wollte Napoleon, als er das Konkordat abschloß und die Verwirrung, welche die Revolution auf kirchlichem Gebiete geschaffen, beseitigte? Darüber sagt Taine: Napoleon unternimmt es, sich die geistliche Macht mit Hülfe von Vorstellungen, welche die Geschichte des Mittelalters seinem schrankenlosen Ehrgeiz vorspiegelte und mit Hülfe von Drohungen, durch einen fortwährenden moralischen und physischen Druck rohester, aber geschicktester Art, durch anhaltenden Raub, durch die Gefangensetzung des heiligen Vaters untertan zu machen. Nach einem Senatsbeschluß vom 17. Februar 1810 „wird der Papst bei seiner Installierung schwören, nie etwas zu tun, was gegen die vier Grundsätze der gallikanischen Kirche verstößt." Letztere Grundsätze sprachen bekanntlich die Überordnung der Konzile über den Papst aus und bestritten seine Unfehlbarkeit und weltliche Vollgewalt. So wird der Papst nach der napoleonischen Theorie ein französischer Großwürdenträger sein, der Erzkanzler des katholischen Kultus. In Verfolg dieser Theorien war 1809 auch die Übersiedlung des Papsttums nach Paris festbeschlossene Sache. Ein Senatsgesetz erklärte „die Kosten des Kardinalkollegiums und der Glaubenspropaganda als (französische) Reichsausgaben." Alle Papiere der römischen Missionen und Archive befanden sich bereits im Krankenhaus Hotel Dieu, welches in seiner Gänze zur Aufnahme der Kurie hergerichtet worden war. Das Notre-Dame-Viertel sollte der Mittelpunkt der Christenheit werden. Auch die Tiara, einen Fischerring und alle anderen Insignien der päpstlichen Würde hatte man aus dem Vatikan an die Seine gebracht.

Aus solchen Theorien und Bestrebungen ist das Konkordat von 1801 hervorgewachsen. Die „Articles organiques" von 1802 sind von Anfang an als untrennbare Einheit mit dem Konkordat vom Corps legislatif angenommen und verkündigt worden, wenn sie auch nur aus einseitiger Verfügung des Staates hervorgingen. Die Geistlichkeit sollte dadurch eine Unterabteilung des staatlichen Verwaltungspersonals werden, ein Beamtenkörper für Kirchensachen nach Art desjenigen für Zivilsachen. Die Priester sollten gefügig und absetzbar sein. Unter dem Druck der schweren Hand Napoleons wurden sie es tatsächlich alle mehr oder minder — sogar die Bischöfe — denn diese mußten ihre Entlassung nehmen, wenn er es wünschte. Und was der geniale

Korse angestrebt, ist noch heute zum Teil lebendige Wirklichkeit. Noch heute sind sämtliche römisch-katholische Geistliche, mit Ausnahme der Bischöfe, absetzbar und dadurch des Besitzrechts an ihren Stellen und der Unabhängigkeit ihres Lebens verlustig. Man hat die aus der Zeit des Konsulats und des Kaisertums stammenden Einrichtungen durch allen Wechsel der Regierungsformen beibehalten, dem niederen Klerus die kirchen- und zivilrechtlichen Schutzgewährleistungen der vorrevolutionären Zeit entzogen, den Offizialrat beseitigt, die Domkapitel zu schattenhaften Scheineinrichtungen herabgewürdigt. Das örtliche und moralische Band, welches einst jeden Geistlichen an einen bestimmten Wirkungskreis, an eine bestimmte Gemeinde fesselte, ist gelockert und gelöst, die Kirche aller ihrer Einkünfte entledigt, jeder Kirchenmann, selbst die höhern Würdenträger, in die demütigende, unsichere Lage eines mit Gehalt angestellten Beamten gedrängt. Die Gehälter der Geistlichen sind übrigens erbärmlich, zumeist 900 Franken. 1877 gab der Staat noch 51 526 000 Franken, 1897 nur noch 41 855 600 Franken für katholische Kultuszwecke. Dabei ein scharfer Steuerdruck auf die kirchlichen Korporationen. In keinem der zahlreichen Konkordate, die nach dem Vorgange des französischen im 19. Jahrhundert abgeschlossen wurden, ist der Kirche und ihren Dienern eine ähnlich unwürdige und unsichere Stellung zugewiesen.

Vom Staat derart eingeengt und an die Wand gedrückt, ist somit die Kirche nur noch sein Anhängsel. Ihre eigenen, selbständigen Wurzeln, die ihr in dieser innigen Umschlingung das Vegetieren noch gestatteten, sind durchschnitten.

Und das alles ist nun erreicht und durchgeführt worden durch einen revolutionären Akt, zu dem sich der erste Konsul und Papst Pius VII. verbündeten, wie er einzig dasteht in der Geschichte der katholischen Kirche.

Mit einem einzigen Federstrich wird die uralte geheiligte kirchliche Verfassung Frankreichs umgestoßen, das ganze in 1500 Jahren angesammelte Kirchenvermögen preisgegeben, alle alten geistlichen Gewalten abgeschafft, an deren Stelle neue gesetzt mit gänzlich verschiedenen Daseinsbedingungen. Es ist die brutalste Knebelung der kirchlichen Gewalt durch den Staat und doch im selben Augenblick ein unerhörter Triumph des allmächtigen Papsttums, das durch das Konkordat mit der Glorie absoluter kirchlicher Vollgewalt umkleidet wird. „Wenn es keinen Papst gäbe“, meint der Korse, „müßte man für diese Konkordatsverhandlungen einen schaffen, wie die römischen Konsuln anläßlich besonders schwieriger Verhältnisse einen Diktator schufen.“ Nur der Papst ist in der Lage, den kirchlichen Staatsstreich zu begehen, dessen Napoleon bedarf, um das Oberhaupt der neuen Regierung zum Schutzherrn der katholischen Landeskirche zu machen, um ihm die unabhängigen, widerhaarigen Priester zu unterwerfen, um das kanonische Band, das die französische Geistlichkeit mit ihren verbannten Vorgesetzten und mit der alten Ordnung der Dinge verknüpfte, zu durchschneiden. Dr. Hegemann.

Zum Schulkompromiß.

In einer der letzten Nummern der „Christlichen Welt“ sucht Herr Schiele den viel erörterten Schulkompromiß zu verteidigen. Er muß freilich anerkennen, daß nicht die Konfessionsschule, sondern die Simultanschule pädagogisch und politisch das richtige ist, aber er hält unter den obwaltenden Verhältnissen die erste für das kleinere Übel, verglichen mit der Simultanschule, wie sie sein müßte, um die Zufriedenheit der verschiedenen Konfessionen zu erreichen. Er verkennt nicht die üblen Wirkungen, welche von seinem freien Standpunkte aus die Konfessionsschule haben könnte, aber er glaubt, daß Mittel gefunden werden würden, um sie zu beseitigen oder zu mildern, bis dahin, daß einmal die Verhältnisse anders werden, d. h. bis einmal der katholische Einfluß geringer würde.

Eine Erwiderung dagegen ist wohl am Platze.

Vorweg eine rein praktische Bemerkung.

Eine außerordentlich schwere Schädigung ist mit der konfessionellen Trennung der Schulen unvermeidlich verbunden, nämlich die, daß an vielen Orten zwei Schulen neben einander bestehen müssen, von denen eine oder auch gar beide zu wenig Kinder haben, um ein mehrklassiges Schulsystem durchführen zu können.

Ein Teil der Schulkinder, vielleicht sogar alle, erhalten dort also eine schlechtere Ausbildung als sie ihnen gewährt werden würde, wenn die Schulen vereinigt wären. Daß es so schon jetzt in großem Umfange steht, das ist eines der Verdienste der Broschüre von Tews, die eine lange Zusammenstellung von Schulen gibt, auf welche dies zutrifft. Noch mehr als früher wird dies der Fall sein, wenn die Konfessionalität zur gesetzlichen Regel wird.

Herr Schiele führt nun aus, daß es Aufgabe des Staates sei, im Volke eine höhere Potenz der Gemeinschaft zu stiften. Diese Gemeinschaft sei in Deutschland noch mangelhaft, es sei daher für den Staat die Aufgabe gesetzt, durch die Erziehung des werdenden Volkes Gemeinschaft und Bewußtsein der Gemeinschaft zu stiften. Diese gemeinschaftstiftende Erziehung werde aber gemeinschaftliche simultane paritätische Erziehung sein müssen, denn nur Gemeinschaft selbst erziehe Gemeinschaft.

Die Schlußfolgerung dieser ganz richtigen Darlegung müßte doch sein, daß mit allen Kräften dahin gewirkt werden muß, die Simultanschule möglichst schnell und möglichst allgemein durchzuführen. Aber Herr Schiele kommt zum ganz entgegengesetzten Schluß.

Die Trennung ist schon so weit gediehen, sagt er, die Ideen, auf welcher sie beruht, haben eine solche Macht im Staatsleben gewonnen, daß sich eine Simultanschule gar nicht mehr durchführen läßt. Also man ergebe sich grundsätzlich, d. h. man führe die Konfessionsschule durch — und verhindere ihre Gefahren durch eine Staatsaufsicht. Die moderne Konfessionsschule soll „prinzipiell vom kirchlichen Lehrzwang und vom kirchlichen Lehrherrn frei sein. Nicht die Beamten der Religionsgesellschaft dürfen die Hüter des gut konfessionellen Charakters der Schule sein, sondern seine Grenzen bestimmen der Staat und über seine pädagogische Wirksamkeit führe die Schule durch ihre Fachleute selbst die Aufsicht“. Daß die Katholiken gerade jetzt, wo sich der Staat unter ihre Befehle beugt, nicht bereit sein werden, sich eine Staatsaufsicht gefallen zu lassen, die ihnen die Früchte des Sieges nehmen würde, fühlt Herr Schiele selbst; er begnügt sich daher damit, daß die evangelischen Konfessionsschulen in der von ihm vorgeschlagenen Weise behandelt werden. Die schlimmste Wirkung der Konfessionsschule, die immer weitergehende Trennung der katholischen von der evangelischen Bevölkerung, läßt sich also Herr Schiele ohne weiteres gefallen. Die staatliche fachmännische Aufsicht soll, „so lange Roms Stern noch steigt“, „die unheilvolle Spannung zwischen moderner Kultur und spezifisch katholischer Parallelkultur mäßigen“; Herr Schiele hofft freilich, daß, wenn Roms Stern niedergeht, der Staat alle Preußen vereinen werde als Bürger eines einheitlichen Kulturstaates durch die Erziehung der jungen Generation in einer einzigen wahrhaft sozialen und modernen Schule, in der simultanen, freien deutschen Schule der Zukunft.“

Das wird herrlich werden, — wenn einmal infolge irgend eines Zufalls Roms Stern niedergeht.

Inzwischen aber tut ein Gesetz, welches auf Grund des Schulkompromisses das Schulwesen ordnet, alles, was möglich ist, um den Stern noch höher steigen zu lassen, und wenn einmal die Möglichkeit einer Änderung kommt, sie zu erschweren, denn dann muß erst ein bindendes Gesetz abgeändert werden.

Die Zahl und das Ansehen der katholischen Konfessionsschulen wird steigen. Freilich wird man vielleicht einwenden, bei dem Schulantrage sei das Zentrum nicht beteiligt, es fordere ja die vollständige Durchführung der Konfessionsschule.

Ja, es wird diese Forderung auch bei der Beratung stellen und vielleicht durchsetzen, wenn nicht, so dient diese Mehrforderung dazu, die bescheidenere sicher durchzusetzen und mit dieser ist ein guter Schritt zur allgemeinen Konfessionsschule getan. Das weiß das Zentrum. Mit solchem Gesetze in der Hand wird eine dem Zentrum und den protestantisch Orthodoxen untertänige Regierung schnell eine ganze Anzahl neuer Konfessionsschulen schaffen.

Gegen deren gefährliche Wirksamkeit soll also die Fachaufsicht helfen. Freilich eine seltsame Idee; erst schafft man Gesetze, die Gefahren herbeiführen und dann sollen sie durch Verwaltungsmaßregeln beseitigt werden! Und hat denn die Fachaufsicht als solche eine geheime Kraft? Es kömmt doch darauf an, in welchem Sinne sie geübt wird, welche Instruktionen die Inspektoren erhalten, nach welchen Grundsätzen in streitigen Fällen von den oberen Instanzen entschieden wird. Wird eine Regierung, welche, sei es aus eigener Überzeugung, sei es in Fügsamkeit gegen klerikale Ansprüche, gesetzlich anordnet, daß die Konfession den ganzen Unterricht beherrschen muß, die Schulaufsicht gegen diesen Grundsatz ausüben lassen wollen und können? Die Fachaufsicht wird dem Drängen der geistlichen Einflüsse nachgeben und, wenn der Inspektor nicht willig ist, so wird der Vorgesetzte es sein; sie wird insbesondere in katholischen Konfessionsschulen genau so geübt werden, wie die katholischen geistlichen Behörden es fordern, in allen Lehrgegenständen, in der Auswahl des Lehrpersonals und der Bedienung bis auf die Scheuerfrauen. Bis jetzt hat der preußische Kultusminister, wenn er in Streit mit der katholischen Kirche kam, höchstens Scheinerfolge gehabt; unter seiner Aufsicht wird die katholische Konfessionsschule vollständig die Gefahren herbeiführen, die Herr Schiele fürchtet.

Die protestantische orthodoxe Richtung, die in der preußischen Landeskirche herrscht, wird nicht verfehlen, dem katholischen Beispiele zu folgen; die evangelischen Volksschulen werden, ohne daß der Kultusminister erheblichen Widerstand leisten wird, in eine Herrn Schiele nicht genehme Bahn gelenkt werden.

Das wird ihm sicherlich nicht erwünscht sein, aber er meint, es gehe nicht anders. Denn die Simultanschule sei nun einmal nicht möglich. An sich freilich hält er sie für durchaus möglich und richtig. Er sagt: Es gibt in der Idee nur eine Geschichte, nur eine Geographie, nur eine Schönheit und Größe deutscher Literatur, wie nur eine Naturwissenschaft, nur eine Mathematik. In der Idee ist nicht einzusehen, warum nicht in allen diesen Disziplinen auch die Kinder, denen eine verschiedenartige Subjektivität des religiösen Innenlebens anerzogen wird, doch gemeinsam unterrichtet werden sollen. Aber, meint Herr Schiele, auf diesen Gebieten gebe es doch praktisch eine besondere katholische Wissenschaft. Diese müsse respektiert werden in einer Simultanschule, die nichts lehren oder in ihr Lehrmaterial, in ihre Lesebücher und dergl. aufnehmen darf, was gegen diese Aufforderung verstoße. Die Folge davon ist dann, daß der Unterricht ein unvollständiger und unwahrer zu werden Gefahr läuft und daß fortwährende Streitigkeiten darüber stattfinden, ob die nötigen Rücksichten gewahrt sind.

So steht es allerdings heute schon in manchen Simultanschulen — und zwar mit Billigung der staatlichen Schulaufsicht; es wird natürlich noch mehr der Fall sein, wenn die grundsätzliche Berechtigung der Konfessionalität anerkannt ist. Auch wo heute noch leidlicher Frieden in den Simultanschulen herrscht, wird er dann aufhören, insbesondere da, wo die Möglichkeit einer Trennung vorhanden ist. Da wird der Streit gesucht werden, um dies Resultat herbeizuführen.

Trotz aller Vorbehalte wird die Anerkennung der Konfessionalität als Regel das Ende der noch bestehenden Simultanschulen bedeuten. Die Aufrechthaltung und noch mehr eine neue Anwendung der Ausnahmen zum besten der Simultanschulen wird auf große Schwierigkeiten stoßen. Die Schulaufsicht kann daran nichts ändern. Sobald sie den Grundsatz anerkannt hat, daß die Konfession ausschließlich Grundlage des Unterrichts sein muß, ergibt sich, daß sie da, wo das nicht der Fall sein kann, d. h. in der Simultanschule wenigstens Anspruch darauf hat, daß nichts gelehrt wird, nichts geschieht, was die Konfession beeinträchtigen kann.

Gewiß sind solche Zustände sehr beklagenswert, aber müssen sie so sein? Sie sind doch nur so, weil die Staatsbehörden, welche die Schulaufsicht haben, sie gutheißen. Sie haben die vollständige Macht sie abzustellen, werden auch darin nicht etwa durch die Kirchen gehindert werden können, denn diese haben über den Unterricht in anderen Fächern als der Religion nichts zu sagen. Eine geistliche Schulaufsicht haben wir nicht, nur geistliche Schulaufsichtsbeamte, die aber im Namen des Staates fungieren, lediglich seine Anordnungen zu befolgen haben und ohne Schwierigkeit beseitigt werden können. Wer hindert den im ganzen Schulwesen allmächtigen Kultusminister, die Simultanschulen in dem Sinne des Herrn Schiele — das heißt in demjenigen, den dieser grundsätzlich für richtig hält — zu leiten?

Die allgemeinen politischen Rücksichten, wird man erwidern; er muß auf Zentrum und Konservative Rücksicht nehmen. Aber genau ebenso stand es 1892 und doch wurde das Zedlitzsche Gesetz zurückgezogen, weil eine starke öffentliche Meinung, die wahrscheinlich Herr Schiele mit geholfen hat hervorzurufen, dagegen war. Ja, das Gesetz war auch viel schlimmer, könnte man einwerfen. Zugegeben, aber wer steht denn dafür, daß über das von den Nationalliberalen zugestandene Maß nicht hinausgegangen wird? Wie nun, wenn das Zentrum, das beim Kompromiß nicht beteiligt war, noch andere Forderungen stellt und dafür die Konservativen gewinnt? Eine starke populäre Opposition wird dann nicht mehr möglich sein. Aber sie war möglich gegen jeden Versuch, die Konfessionalität zur Regel für die Volksschule zu machen, gerade jetzt nicht weniger leicht, sondern leichter als 1892. Denn seit jener Zeit hat sich die öffentliche Meinung viel mehr mit geistlichen Eingriffen in das Schulwesen zu befassen gehabt; die Beispiele der Schädlichkeit derselben und der Beweis, daß jedes grundsätzliche Zugeständnis von jener Seite voll ausgebeutet wird, liegen klar zu Tage. Es wäre nicht schwer gewesen zu zeigen, daß in diesem grundsätzlichen Zugeständnis zugleich die Aufforderung für die Verwaltung liegt, die Konfessionalität weiter auszudehnen, daß Zedlitz jun. nur die Brücke zu Zedlitz sen. bildet.

Man hätte kämpfen können und auch siegen, das heißt erreichen können, daß lediglich ein Schulunterhaltungsgesetz gemacht wäre, wenn man nur Kraft hätte daran setzen mögen. Aber die Politiker wollen lieber mit der Mehrheit gehen; die Männer der Wissenschaft begnügen sich, ihre bescheidenen Zweifel vorzutragen — und finden sich christlich weltlich — das heißt wie die christliche Welt — in das, was ihnen unvermeidlich scheint, das heißt was nur durch einen frischen, fröhlichen Kampf vermieden werden könnte, den sie scheuen. Die heutigen Zustände erfordern aber alles andere als solche ergebungsvolle Friedfertigkeit, die keinen anderen Erfolg hat, als zu neuen Forderungen anzureizen.

Die ganze Macht des katholischen wie des evangelischen Klerikalismus in unserem Staatswesen beruht darauf, daß die intellektuellen Elemente teils zu bequem sind, sich um das Staatsleben zu bekümmern, teils nicht geneigt sind für ihre Ansichten kräftig einzutreten. Die Erfolge der rückschrittlichen Kräfte beruhen nur zu einem Teile auf ihrer eigenen Rührigkeit, zu einem anderen, größeren, auf der Bequemlichkeit ihrer Gegner. K. Schrader.

Bernhard von Weimar.

Zu seinem 300jährigen Gedächtnis.

I.

Der 6. August, sonst dem Gedächtnis der Schlacht bei Wörth geweiht, hat diesmal noch eine besondere Weihe empfangen, insofern er uns an den 300jährigen Geburtstag Bernhards von Weimar erinnert hat. Ein äußerliches Zu-

sammentreffen und doch nicht ohne innere Bedeutung, denn wie das weimarische Infanterieregiment anno 70 bei Wörth im heftigsten Feuer gestanden und mit Auszeichnung gefochten hat, so hat auch jener weimarische Fürstensohn einst gerade in und um das Elsaß manchen heißen Strauß ausgefochten. Es konnte aber die engere Heimat ihren großen Sohn nicht besser ehren, als indem seiner am Sonntag nach dem 6. August im Gottesdienst zu gedenken war. Aber auch weit über die 66 Quadratmeilen hinaus, die das kleine Großherzogtum bilden, für den gesamten deutschen Protestantismus ist der Weimaraner eine Persönlichkeit, die hochgefeiert zu werden verdient. Da darf unsere Wochenschrift für den deutschen Protestantismus erst recht nicht zurückbleiben.

Eine äußerst interessante Figur auf dem Theatrum Mundi, dieser Sachsenherzog! Goethe hat sich lebhaft für ihn interessiert und hat einmal ernstlich geplant, sein Leben zu beschreiben; zumal hat Schiller manch glänzendes Urteil über ihn gefällt. Meisterhaft hat ihn uns nachmals Droysen geschildert in seiner zweibändigen reichhaltigen Biographie. Der Abschnitt „Zur Charakteristik Herzog Bernhards" im 1. Band, S. 100—110, ist ein wahres Prachtstück, ein Panegyrikus von hinreißendem Schwung; ihn zu lesen wirklich ein auserlesener Genuß. Daneben haben auch Historiker leichteren Stils sich nicht ohne Glück an ihm versucht. Ein weit ausgesponnener, recht lesenswerter Roman von Heinrich Laube (die letzte Abteilung seiner Trilogie: „Der deutsche Krieg") trägt den Namen unseres Helden. Ebenso eine flott geschriebene Erzählung von Hans Blum. Auch der Jensensche Roman „Um den Kaiserstuhl" soll ihn zum Mittelpunkt haben. Dazu hat sich jetzt, die Mitte innehaltend zwischen streng wissenschaftlicher und bloß unterhaltender Darstellung, A. Thomas treffliche Festschrift gesellt. Endlich haben sich's auch die dramatischen Dichter nicht nehmen lassen, den fürstlichen Kämpfer in ihrer Weise als tragischen Helden zu behandeln; so Wilhelm Genast, Julius Mosen, Rudolf von Gottschall, Johannes Jacobi (Bremen 1896), bin ich recht unterrichtet, auch E. von Wildenbruch.

Jedenfalls eine vielen interessante Persönlichkeit, dieser deutsche Prinz. Interessant fanden ihn die verwöhnten Damen am französischen Hofe; ihrer neun ließen sich für ihn malen, als er, gleichwohl kalten Herzens, Abschied nahm von Paris. Interessant fand ihn jener schweizerische Oberst, der über ihn an den Berner Rat meldete, daß er unter allen Fürsten leuchte wie der Mond unter den Sternen. Interessant aber finden wir ihn insbesondere, weil er selbst so unablässig interessiert war für das Land und den Glauben seiner Väter, weil er beide liebte über alles, über alles in der Welt, weil er, an der Spitze des Evangelischen Bundes seiner Zeit, wie niemand sonst gelitten und gestritten hat: „zur Wahrung deutsch-protestantischer Interessen". Von diesem Gesichtspunkte aus wollen wir ihn hier würdigen, auf dreierlei unser Augenmerk richtend: auf sein gutes Gewissen, auf seinen guten Glauben und auf sein gutes Gelingen.

Bernhard war Protestant durch und durch. Wie Dr. Luther aus einer inneren Gewissensnötigung heraus zu seinem öffentlichen Protest gelangt ist, so hat auch er, von seinem Gewissen getrieben, den öffentlichen Kampfsplatz betreten. Die Unterdrückung der evangelischen Freiheit schnitt ihm tief ins Herz, da warf er schnell entschlossen sein blankes Schwert in die Wagschale zu Gunsten der bedrohten Sache. Dieses protestantische Empfinden war ein elterliches Erbteil. Seinen tüchtigen Vater hat er zwar nicht mehr gekannt; aber dessen tatkräftige Witwe, Dorothea Maria, „die Mutter der Ernestiner", erzog ihn und seine Brüder gar eifrig in Gottes Wort und Luthers Lehr'. Hell und fest spricht sich das in ihrem Testamente aus, in welchem sie ihre Hinterbliebenen mahnt: „sie sollten wie in ihren kindlichen Tagen Gott und sein Wort samt dem lieben Gebet fleißig in acht nehmen und von der Religion ihrer Vorfahren um keiner zeitlichen Wohlfahrt oder Vermeidung irdischen Unglücks willen abweichen." Und der Mutter Wille blieb den Kindern teuer. Um des Evangeliums willen sahen sich die älteren Brüder alsbald geächtet. Um des Evangeliums willen hauchten Johann Ernst und Friedrich, der Erst- und der Zweitgeborene, ihr jugendliches Leben auf dem Schlachtfelde aus. Bruder Wilhelm aber dichtete und sang: „Herr Jesu Christ, dich zu uns wend, dein'n heil'gen Geist du zu uns send, mit Hülf' und Gnad' er uns regier und uns den Weg zur Wahrheit führ." Und Bruder Ernst, Bet-Ernst, wie ihn die Spötter, der Fromme, wie ihn die Geschichte genannt, er war vollends die personifizierte Religion, die verkörperte Gewissenhaftigkeit in seiner langen gesegneten Regierung, während welcher er, seiner friedlichen Natur gemäß, so sorgsam beflissen war, die Wunden zu heilen, die der schreckliche Krieg geschlagen. An diese wackere Reihe schloß sich als jüngster — mit ihm waren's ihrer acht Brüder — unser Bernhard an, nicht aus der Art geschlagen, sondern erst recht von dem Bewußtsein beseelt: Evangelisch bis zum Sterben, deutsch bis in den Tod hinein. Wie der zwölfjährige Jesus im Tempel die männliche Erklärung abgab: wisset ihr nicht, daß ich sein muß in dem, das meines Vaters ist, so litt es auch unser Fürstenkind nicht lange daheim, schon als zarten Jüngling trieb es ihn hinaus in den heiligen Krieg. Nicht wilde Rauflust, nicht abenteuernde Gewinnsucht, nicht bloßer eitler Ehrgeiz, sondern ein himmlisches Muß, ein göttliches: du sollst, eine höhere Stimme rief es ihm zu: ziehe deinen Degen und ziehe aus von deiner Heimat und ziehe hin gegen den Feind, den deinen voran, ein echter Herzog von Gottes Gnaden; ja, Gott will es! Schon wähnten die Widersacher das evangelische Deutschland dem Untergang preisgegeben. Und traurig genug, angesehene evangelische Landesherren, wie der unwürdige Kurfürst Johann Georg von Sachsen und der unfähige Kurfürst Georg Wilhelm von Brandenburg, sie sahen gleichgültig zu, sie ließen es gewissenlos geschehen. Da hat Gott in solcher Not einen Bernhard von Weimar zum Nothelfer erweckt. Da hat der Herr der Wahrheit ihm das Gewissen geschärft: dem Urenkel jenes Johann Friedrich des Großmütigen, der um des Evangeliums willen Freiheit und Kurwürde verlor. Da hat es der Herr Zebaoth gefügt, daß sich der alle kleinlichen Bedenken hintansetzende Ernestiner, wesentlich nur von dem jungen Landgrafen von Hessen unterstützt, mit dem König aus dem Norden verbündet und verbrüdert hat zu gemeinsamer Abwehr, um des Gewissens willen. Unzertrennlich leben sie seitdem in unserer Erinnerung fort, Gustav Adolf und Bernhard von Weimar, begeistert für dieselben hohen Ziele, dem gleichen Werke dienend mit Gut und Blut, durch dieselbe Gewissenhaftigkeit gerufen auf ihren Posten und auf demselben verharrend mit jener Treue bis in den Tod. Indes, so hoch wir auch den edlen Schwedenkönig immer wieder schätzen, näher muß uns der Herzog, unser Landsmann, stehen, denn ein durch und durch deutsches Herz schlug in seiner tapferen Brust. Warm und innig hören wir es ihn bekennen: „meine treue Anhänglichkeit an das gesamte liebe Vaterland deutscher Nation, bei Gott bezeuge ich's, ist jederzeit der Zweck und die Regel all meiner Unternehmungen gewesen." Siehe schon da: Der deutsche Jüngling, fromm und stark, beschirmt die heil'ge Landesmark. „Für die deutsche Libertät", wie einer seiner Lieblingsausdrücke war, zog er zu Felde. Ein geborener Feldherr, der doch das eiserne Kriegshandwerk um des goldenen Friedens willen trieb, der sich stets ein Gewissen daraus machte, warum und wie er Krieg führte, dabei duldsam und gütig, wo es irgend anging, nicht bloß gegen seine eigenen Soldaten, mit denen er alle Strapazen gewissenhaft teilte, sondern auch gegen den wehrlosen Bürger und Bauer, und selbst gegen den Feind. Wenn er aber die Bistümer Bamberg und Würzburg unter seine Oberhoheit brachte, wenn er nach deren Einbuße das schöne Elsaß für sich zu erwerben dachte, die Reinheit seines Gewissens, die Lauterkeit seines Wesens kann uns dadurch nicht getrübt werden. Warum sollte er nicht solche Siegesfrucht genießen, die er wohl verdient, die er sich mühsam gepflückt hatte in rechtmäßigem Krieg? Hingegen hat er allen irreführenden Lockungen

sowohl des französischen Königs wie des undeutschen Kaisers bis zuletzt standhaft, mannhaft, gewissenhaft widerstrebt. Bewundernd hat ihm jener berühmte niederländische Staatsmann ins frühe Grab nachgerufen: „in ihm hat Deutschland seine Zierde und seine letzte Hoffnung verloren, fast den einzigen, der des Namens eines deutschen Fürsten würdig war;" während sein Seelsorger an seinem Sarge in die Klage ausbrach: „gehe nun hin, du armes Deutschland, und weine bitterlich!" Wenn uns aber etwas mit seinem vorzeitigen Tode aussöhnt, so ist es das: ein gutes Gewissen ist ein sanftes Sterbekissen. So steht er vor uns da, gewiß nicht ohne Schwächen, — seine Reizbarkeit und seine Heftigkeit haben ihn manchmal gereut, — aber doch ein fürstlicher Edelmann, ohne Falsch und voller Adel, seinen Gegnern ein Erzketzer, seinen Freunden fast ein Erzengel, sicherlich ein echter deutscher Protestant mit dem feinsten Gewissen: „ich bin in meinem Gewissen versichert, daß ich des Herrn Krieg führe und deshalb will ich ihn auch bis zur Aufrichtung eines allgemeinen christlichen Friedens fortsetzen."

Apolda. H. Freytag.

Vom Büchertisch.

Charles Combe, Le village. Figures et choses protestantes. II. 1 vol., 439 p., 3 Fr. 50. Verlag von E. Delessert, Paris.

Das Buch ist in französischen Blättern als Roman begrüßt worden, ist es aber nicht, jedenfalls nicht im künstlerischen Sinne. Es sind schlechterdings Figures et choses protestantes, die für unser Interesse am französischen Protestantismus sehr wertvoll sind. In Form einer Selbstbiographie, von Konfessionen, skizziert Verf. allerlei Bilder, auf denen protestantische Männer und Frauen als Typen im Vordergrund stehen. Am Schlusse merkt man, daß Combe weiteres Material zur Fortsetzung dieses Buches bereit hat, aber auch wohl mit der Gestaltung desselben ringt. Sollte ihm zum Romandichter die Kraft fehlen, so sind wir ihm für die Mitteilung seiner Beobachtungen jedenfalls dankbar. Da er in der Gegenwart fußt, fällt ihm der Stoff ja in Fülle zu. Er sollte uns über den französischen Protestantismus etwa das schaffen, was Charles Booth London bot in „Life and Labour of the People in London". Weitherzig genug ist er, eine suchende Seele auch. In dem weiten Rahmen des wissenschaftlichen, religiösen, sozialen und politischen Lebens bemüht er sich um das Problem der Sünde und Erlösung. — Die Hauptperson, Jean Larnac, gehört einer gebildeten Familie auf dem Lande an, unterliegt allen guten wie üblen Einwirkungen seiner Umwelt, nachdem innerlich ungleiche Eltern ihm eine zwieträchtige Seele gegeben. Er lernt, studiert, heiratet, ohne etwas ordentliches zu sein noch zu können. Die unverständige Frau treibt den rissigen Bau aus den Fugen. Die Ehe zerfällt schnell. In die Lücke tritt aber der Pastor Ménard als pastor loci, in dem Combe viel düsteres Geschick und Tugend vereint, ein Musterpastor bis auf seine konservative Theologie, praktisch, lebensweise, reich an Erfahrung wie Einsicht, voll Liebe und Opfersinn. Dieser Mann überwältigt den unglücklichen Larnac, heilt und will ihn heiligen, wie er dessen gewichene Gattin von ihrer Schuld und Pflicht überzeugt. Die Ehe kommt wieder zu stande und verspricht nun glücklich zu werden, obwohl ihr Schutzgeist Ménard nach Afrika in die Mission geht. — Im nächsten Bande (?) wird Combe uns folgerichtig zu sagen haben, daß das junge Ehepaar sein Hauswesen durch gesunde Arbeit regelt und sein religiöses Innenleben, trotz der Aufgeklärtheit, eben Dank der Bildung zu gestalten weiß. Schade, daß Combe kein ganzer Dichter ist. Aber er ist eben sein Larnac. Was mag aus ihm werden? Unsere besten Wünsche.

Friedenau. Urbain.

A.—N. Bertrand, La pensée religieuse au sein du Protestantisme libéral. Ses déficits actuels, son orientation prochaine. Paris. Fischbacher. 1903. 8°. 178 p.

Als das „Protestantenblatt" vom 19. Dez. 1903 die Umfrage nach den „Sünden des Protestantenvereins" brachte, hatte sich die „Vereinigung der liberalen Prediger Frankreichs" bereits im Juli 1903 zu Lasalle (Gard) einen Vortrag über das obige Thema von einem ihrer jüngsten Mitglieder (Bertrand, Pastor in Castres) halten lassen und denselben sofort zum Druck bestimmt. Also das Bedürfnis nach ernster Besinnung und Selbstkritik scheint bei den liberalen Theologen durch die Entwicklung der Dinge natürlich geworden zu sein und allgemein. Da nun unsere Redaktion uns den Bericht über das Ergebnis ihrer Umfrage noch schuldig geblieben ist,*) verweisen wir inzwischen mit Freuden auf die Betrachtungsweise jener liberalen Kollegen in Frankreich, wobei wir an die Vorträge von Jean Réville erinnern (vergl. No. 5), die jetzt in deutscher Sprache als „Modernes Christentum" ihren Weg nehmen. — Bertrand studierte die Geschichte des liberalen Protestantismus in Frankreich (S. 9—56) und beschränkt alle seine Ausführungen auf Frankreich, sofern nicht deutsche oder englische Denker wegen ihres maßgebendes Einflusses in Betracht kamen. (Lessing, Jacobi, Kant 2c.) Er sieht vier große Tendenzen nach einander einsetzen: 1) supranaturalistisch-rationalistisch: Ath. Coquerel père: 2) individualistisch-antidogmatisch: Der religiöse Sam. Vincent, der mit der Erweckung sympathisiert, bis er sich von deren Dogmatismus entfernt mit Ferd. Fontanès und Ath. Coquerel fils; 3) kritisch-historisch: Schérer, Colani, Pécault, Albert Réville. Kampf gegen die Autorität, Rückkehr zum Evangelium Jesu, Mystizismus — in der „Revue de Straßbourg" bis Réville mit seiner historischen Schule „ohne viel Geräusch" viele neue Kräfte entband; 4) psychologisch-experimentell: Vinet, Secrétan, Bouvier, Sabatier, welche die Theologie der „Revue de Straßbourg" umsetzen à l'usage des gens timides et de tempérament conservateur. Sie suchen das Positive in der modernen Theologie. Aus der theologischen wird eine religiöse Bewegung mit einem ganz anderen Wörterbuch. Aber sie profitiert von der neukritischen Richtung des Charl. Renouvier. — Aus dieser Gesamtbewegung resultierte das Neue: une physionomie chrétienne encore inédite, mit dem lebhaftesten Gefühl, daß trennende Formeln eitel sind. Der Geist des vierten Evangelisten wird mächtiger. — Nun die Frage nach den wichtigsten Mängeln und Bedürfnissen des modernen Liberalismus (S. 61—117). Der Bewegung fehlte bis jetzt Spontaneität, Statik und Homogeneität. Dogmatismus und Rationalismus sind Feinde des Liberalismus, düster und kalt, unpraktisch. Es braucht Wärme und Entschiedenheit ohne Radikalismus, Einheitlichkeit der Methode und Konsequenz. Dazu aber gehören eben führende Menschen, die ihre soziale, philosophische, religiöse Umwelt mit Wärme erkennen, den erstarrten liberalen Körper durch gewaltigen persönlichen Kraftaufwand bewegen, die liberale Anschauung vertiefen und die Religion vereinfachen. — Zur Orientierung (S. 117—173): Unsere Frage muß eine religiöse sein (Sam. Vincent). Aus der kritisch-historischen Tendenz nehmen wir die wissenschaftliche Methode, um einen statischen Liberalismus zu erhalten, aus der psychologisch-experimentellen Tendenz aber den Begriff der religiösen Wahrheit und die Mittel, sie zu finden, die Wichtigkeit der moralischen Faktoren für die Erkenntnis. — Uns scheint, daß Bertrand die Diskussion auf die würdige Höhe gebracht hat.

Friedenau. A. Urbain.

*) Die Redaktion ist unschuldig an der Verzögerung, die Frage ging von einem Mitglied des „Protestantenvereins" aus, wir haben ihr nur Raum gegeben und die Antworten gesammelt. Wir hörten kürzlich, daß die Antworten bearbeitet würden. Die Redaktion.

Abriß der vergleichenden Religionswissenschaft. Von Prof. Dr. Th. Achelis in Bremen. Leipzig 1904. Sammlung Göschen: Unser heutiges Wissen in kurzen, klaren, allgemein verständlichen Einzeldarstellungen. Jede Nummer in eleganten Leinwandband 80 ₰.

In einer Zeit, wo religiöse Fragen wieder die Herzen mehr bewegen, gehört auch die Kenntnis der Elemente theologischer Wissenschaft mit zur allgemeinen Bildung, insbesondere kann kein Gebildeter an den Ergebnissen der modernen vergleichenden Religionswissenschaft achtlos vorübergehen. Es ist daher dankenswert, daß der rührige Verlag Göschen in seiner Sammlung des heutigen Wissens auch einen Abriß der vergleichenden Religionswissenschaft aufgenommen hat. Die Bearbeitung hat der bekannte Prof. Dr. Th Achelis-Bremen übernommen.

Auf Grund des durch die Völkerkunde und Sprachwissenschaft gesammelten Materials gibt er eine Deutung der einzelnen Tatsachen der Entwicklung der Religion, wobei im wesentlichen immer eine Vergleichung verwandter Elemente der Religionsgeschichte maßgebend war. Es muß anerkannt werden, daß der Verfasser hier im Gegensatz zu mancherlei kühnen Versuchen, die diese Methode etwas unbeliebt gemacht haben, mit aller Vorsicht zu Werke geht. Bei dem bescheidenen Umfange und dem geringen Preise des Bändchens konnte auch nur in der Beschränkung sich der Meister zeigen. Im übrigen sind selbstverständlich die neuesten Forschungen und Ergebnisse der Wissenschaft berücksichtigt, dabei aber alle Polemik gegen entgegenstehende Ansichten möglichst vermieden. Der Verfasser zeigt auch an seinem Teile, daß man mit der allgemeinen wissenschaftlichen Methode vollen Ernst machen kann und doch der Wertung der Religion, insbesondere des Christentums, keinen wesentlichen Abbruch zu tun braucht. Interessant waren mir in dieser Beziehung manche Ergebnisse des Buches: Z. B. legt der Verfasser dem Christentum den Charakter einer absoluten Religion bei; er erweist die Notwendigkeit der Religion für alle Stufen der Entwicklung der Menschheit, und im Schlußabschnitt — eine besonders schöne Ausführung! — betont er die Wichtigkeit des religiösen Problems für unsere Zeit.

Zur schnellen Orientierung ist das Büchlein wohl geeignet. K.

Die Lehre vom Sohne Gottes, für das Volk dargestellt von Alfred Altherr, Pfarrer in Basel. Preisgekrönt von der Ludwig-Stiftung. Verlag Carl Schünemann, Bremen. 78 Seiten. Preis 1 Mark.

Auf knappem Raum bietet uns Altherr hier die Lehre vom Sohne Gottes 1) in den heidnischen Religionen, 2) in den alttestamentlichen Schriften, 3) im Selbstbewußtsein Jesu, 4) in den neutestamentlichen Briefen, 5) in den drei synoptischen Evangelien, 6) im Evangelium Johannes, 7) in der kirchlichen Theologie. Es ist ein Überblick über einen der wichtigsten Punkte der christlichen Dogmatik in religionsgeschichtlichem Zusammenhang, jedermann verständlich in geradezu vorbildlicher Weise. Vorbildlich scheint uns die Stoffwahl, in der Überfülle sich auf das Wichtigste beschränkend, „in der Beschränkung zeigt sich der Meister der Kunst", vorbildlich die lucide, allgemein verständliche Darstellung auch schwieriger Partien, vorbildlich der fromme, freie Geist, der das ganze Schriftchen durchweht. Das Interesse an dogmatischen Fragen ist gegenwärtig allerdings sehr gering, aber wir hoffen doch, daß die Schrift trotzdem die Beachtung finde, die sie verdient.

Herausgeber: Pastor R. Emde (verantwortlich), Bremen, Kirchbachstraße 7, und Prediger D. M. Fischer, Berlin NO 18, Weberstraße 56/57.
Verlag und Druck von Carl Schünemann, Bremen.

Protestantenblatt Beilage Nr. 35.

Bremen Berlin. 27. August 1904.

Zur kirchlichen Zeitgeschichte.

Inhalt: Vom Protestantenverein. — Aus Baden. Fakultativer Gebrauch des Apostolikums bei der Taufe. — Combes und das Konkordat. II. — Die 51. Generalversammlung der Katholiken Deutschlands. I. — Vereine und Versammlungen.

Vom Protestantenverein.

So lange die Protestanten der Meinung sind, daß die „reine Lehre“, die satzungsmäßig vorgeschriebene korrekte Formel, also das theologisch formulierte Gesetz, die Blütenkrone des protestantischen Geistes darstelle, so lange rühmen sie sich vergeblich, das Evangelium aus verschütteten Gräbern wieder ans Licht gebracht zu haben. Das Evangelium ist Geist und Leben, nicht Formel und Gesetz, es ist Religion, nicht Theologie. Aber nicht nur die sogenannte Orthodoxie hat in der protestantischen Kirche einen Götzendienst mit Formeln getrieben; die Philosophen der Aufklärungsperiode, die Stimmführer des Rationalismus — haben ebenfalls Formeln zu Streitfahnen gemacht und auf Worte und Lehrmeinungen geschworen, anstatt für Grundsätze und Ideen zu kämpfen.

Daher offenbart sich die Kraft des Unionsprinzips vor allem darin, daß infolge desselben das Christentum wieder als das begriffen und behandelt worden ist, was es vermöge seines ursprünglichen Geistes und Stiftungscharakters allein sein kann und will, weder ein Dogma von Gottes Gnaden, noch ein Dogma durch das Verdienst des freien Gedankens, sondern wirkliche und lebendige Religion, ein den Menschen und die Menschheit vom innersten Punkte aus erneuerndes Gemeinschaftsleben mit Gott und den Brüdern, ein Element religiös-sittlicher Gemeinschaftsbildung, durch welches das menschliche Gesamtleben in allen seinen Verzweigungen erst befähigt wird, seine höchsten geistigen Aufgaben zu erfüllen und seine letzten sittlichen Zwecke zu erreichen. Es ist darum die notwendige prinzipielle Folge der Unionsstiftung, daß der Schwerpunkt des Christentums aus dem Dogma in die religiös-sittliche Lebensgemeinschaft, aus den dem Wechsel unterworfenen vergänglichen Gebilden der theologischen Systeme in das keinem Wandel zugängliche, unvergängliche Heiligtum des Gemütes und Gewissens zurückverlegt wird.

Daniel Schenkel
auf dem II. Protestantentage
Neustadt a. d. H. 1867.

Aus Baden.

Fakultativer Gebrauch des Apostolikums bei der Taufe.

Hundert Gemeindeglieder aus Mannheim haben an die Generalsynode folgenden Antrag gestellt:

„Die hohe Generalsynode möge den evangelischen Oberkirchenrat ersuchen, der Agende (Kirchenbuch) neue Tauf- und Konfirmationsformulare zu fakultativem Gebrauch beizufügen, worin das Apostolikum keine Verwendung findet.

Die hohe Generalsynode wolle gleichzeitig, im vollen Vertrauen auf die gerechte und wohlwollende Würdigung des obwaltenden dringenden Bedürfnisses dieser gewünschten Anordnung durch den evangelischen Oberkirchenrat, diesem die Erwartung aussprechen, daß dieselbe tunlichst bald — ohne Aufschub bis zu der erst im Jahre 1909 wieder tagenden ordentlichen Generalsynode — kirchengesetzlich erfolgte und zum Vollzug komme.“

Folgender Zusatz stellt den Führern der Bewegung das beste Zeugnis aus:

„Wir erklären schließlich, daß wir, obwohl der Zustimmung der überwiegenden Mehrheit unserer Gemeindeangehörigen sicher, es doch aus guten Gründen unterlassen haben, Massenunterschriften zu sammeln, und auch aus naheliegender Rücksicht auf unsere Geistlichen diesen gegenüber ein Ansinnen zum Anschluß an unser Bittgesuch unterblieben ist.“

Die Begründung, welche dem Antrag angeschlossen ist, verdient, hier völlig wiedergegeben zu werden.

„Es steht als Ergebnis wissenschaftlicher Forschung fest, daß das Apostolikum nach und nach im Laufe verschiedener Jahrhunderte entstanden ist, daß es neben tatsächlich unrichtigen Aussagen auch in anderen Punkten eine für die Gegenwart völlig unannehmbare Fassung gefunden hat, daß die evangelische Kirche es überhaupt nur gebraucht, indem sie gewaltsame Umdeutungen dieser Stellen vornimmt, die wieder vielen Laien nicht zum klaren Bewußtsein gebracht werden können. Andererseits enthält es wieder vieles nicht, was dem Christen mit das Wichtigste scheinen muß („Man vermißt den Hinweis auf seine (Jesu) Predigt, auf die Züge des Heilandes der Armen und Kranken, der Zöllner und Sünder, auf die Persönlichkeit, wie sie in den Evangelien leuchtet.“ Harnack, Reden und Aufsätze I, Gießen 1904, Seite 254).

Da wir, und mit uns viele evangelische Christen, diese Anschauung vom Apostolikum haben, so empfinden wir es jedesmal von neuem als eine schwere Bedrückung für unser Gewissen, wenn diese Glaubenssätze bei der Taufe oder der Konfirmation zur Verlesung kommen. Das Apostolikum ist für viele Evangelische ein Stein des Anstoßes und die Ursache der Entfremdung von der Kirche; und da Jesus selbst irgend eine Glaubensformel nicht vorgeschrieben hat, so sollte auch seine Kirche die zwangsweise Verlesung einer solchen nicht verlangen.

Wo und wie weit diese unsere Forderung bereits in anderen evangelischen Gemeinden oder Kirchen verwirklicht ist, werden unsere Abgeordneten zur Generalsynode mündlich darlegen. Wir beschränken uns für heute darauf, auf den Erlaß des preußischen Kultusministers zu verweisen („Die Gemeinde“, Frankfurt a. M., Nr. 20, vom 15. Mai 1904), wonach in einzelnen Frankfurter Gemeinden das Kirchenregiment nicht in der Lage ist, den Gebrauch des Apostolikums bei der Konfirmation ohne die Zustimmung des Gemeindevorstandes anzuordnen. — — —

Als „Prinzip“ haben die Bekenntnisschriften für alle Glieder der evangelischen Kirchen unbedingt „volle Anerkennung ihrer Geltung“.

Als „Lehrgesetze“ aber werden sie von einem großen Teil der Evangelischen schon lange nicht mehr anerkannt. (Geh. Rat Rothe auf der Generalsynode von 1867: „Unsere symbolischen Bücher sind dies (Lehrgesetze) mit gutem Fug gewesen, jetzt können sie es nicht mehr sein.“).

Dagegen hat die fortschreitende Theologie nicht nur „gesucht“ das reformatorische Erbe „mit moderner Weltanschauung in Einklang zu bringen“, sondern es ist dies auch durch die Werke von Reuß, Wellhausen, Holtzmann,

Harnack, Lipsius, Pfleiderer, Troeltsch, Baumgarten, Bassermann u. a. m. in weitem Masse erreicht worden.

Die deutschen evangel. Landeskirchen aber bleiben bald passiv, bald absichtlich an den alten Formen und Formeln haften. (Frommel: „Neuere deutsche Dichter", Gebr. Paetel, Berlin 1902, S. 230: „Die Kirche hat jene freie Entwicklung, in welche sie selbst im Zeitalter der Aufklärung eingetreten war, seit der Mitte des (neunzehnten) Jahrhunderts gewaltsam unterbunden"), und dadurch ist zwischen ihnen und vielen ihrer Glider eine tiefe Kluft entstanden, die sich täglich erweitert und einen großen Teil unseres evangelischen Volkes nicht nur dem kirchlichen Protestantismus, sondern auch jedem religiösen Empfinden völlig entfremdet.

Dies klar auszusprechen, dafür Abhülfe zu fordern und die dazu erforderlichen Wege anzudeuten, scheint uns Pflicht zu sein. Ferne liegt es uns, unsere Gemeindegenossen, die an der „alten überlieferten Glaubensweise" der Väter festhalten, irgend zu beunruhigen. Jede Unruhe unter ihnen könnte nur von ihren Führern erregt werden, wenn nämlich diese fortfahren würden, die liberale Lehre als rechtlos in der Kirche, die Liberalen als Christusleugner und unsere Forderungen als Raub am Heiligtum der Altgläubigen zu bezeichnen."

Mit den Entgegnungen, die der früheren Eingabe der Mannheimer an den Oberkirchenrat gewidmet worden sind, setzt sich die Begründung auch auseinander Die Entgegnungen werden zuerst namhaft gemacht:

1. Die Gesamtlage der evangelischen Kirche in der Gegenwart erheische dringend einen festen Zusammenschluß.
2. Ein solches Vorgehen könne leicht zu einer förmlichen Spaltung unserer Landeskirche führen, zu einer verhängnisvollen Krisis.
3. Es heiße, das bewährte Fundament unserer Landeskirche durch unsichere Versuche erschüttern und so ihre Zusammengehörigkeit zu der ganzen evangelischen Kirche im Deutschen Reiche wankend machen.

Darauf wird erwidert:

ad 1. Der Kampf des Ultramontanismus gegen den Protestantismus sowie die religionsfeindliche Haltung der Sozialdemokratie sind keine rasch vorübergehenden Erscheinungen, sondern sie sind weltgeschichtliche Entwicklungen, die nur mit der Zeit überwunden werden können und zwar einzig durch einen freien, von den letzten mittelalterlichen Fesseln, die ihn heute noch bedrücken, losgelösten Protestantismus. Nicht Kampf ist unser Zweck und Ziel, sondern wiedergewinnen wollen wir die Millionen Protestanten, welche, durch Formen und Formeln zurückgeschreckt, sich vom Protestantismus teilnahmlos, ja feindlich abgewandt haben, wodurch dessen Kraft gelähmt werden mußte.

Weit entfernt davon also zu glauben, daß der auch von uns als notwendig anerkannte heutige Kampf mit dem Ultramontanismus dem evangelischen kirchlichen Liberalismus Stillschweigen innerhalb der evangelischen Kirche als Gebot politischer Klugheit auferlege, sind wir gerade im Gegenteil der Überzeugung, daß es die erste Pflicht der Männer ist, welche sich berufen glauben, den deutschen Protestantismus zu leiten, — daß sie ihm das Recht freier Forschung und freier Lehre („Die Lehre ist frei" Geh. Rat Rothe, Generalsynode 1867) nicht nur theoretisch zugestehen, sondern auch die praktischen Folgerungen aus diesem Prinzip ziehen. Dann werden die Herzen breiter Volksmassen dem Protestantismus jubelnd wieder entgegenschlagen, und eine neue Siegeskraft wird ihn, wie in den Tagen seines Entstehens, die Feinde zu seinen Füßen zwingen lassen.

ad 2. Über die Furcht einer Krisis und Spaltung hat schon auf der Generalsynode von 1867 Geh. Rat Rothe lächelnd abgeurteilt. Es mögen ja einzelne besonders temperamentvoll veranlagte Gemeindegenossen aus der Kirche austreten, um sich einer besonderen Gemeinde anzuschließen, das werden aber vereinzelte Ausnahmefälle bleiben; die positiven Gemeinden aber werden dazu um so weniger Veranlassung fühlen, da ja niemand sie zwingen wird, von den altgewohnten Formen irgendwie abzugehen.

ad 3. Als das ewige „Fundament" unserer evangelischen Kirche kann doch allein Jesus Christus selbst gelten. Wie sollte dies Fundament nur irgend wie erschüttert werden durch die Einführung der Ergebnisse streng wissenschaftlicher Forschung in die Praxis des kirchlichen Lebens? Und wie sollte dadurch die Zusammengehörigkeit der evangelischen badischen Landeskirche zu der ganzen evangelischen Kirche im Deutschen Reiche wankend gemacht werden?

Den Schluß machen folgende Sätze:

„Zur Rechtfertigung für unsere Bitte, die Änderung tunlichst bald erfolgen zu lassen, dürfen wir anführen, daß ein weiteres Zuwarten den vielfach empfundenen Gewissenszwang vergrößert und die Gefahr erhöht, daß die kirchlich und religiös gesinnten liberalen Gemeindeangehörigen sich von der diesen Gewissenszwang veranlassenden Kirche abwenden.

Auch erlauben wir uns darauf hinzuweisen, daß § 80 Abs. 2 der Kirchenverfassung nur von einem „sollen", nicht von einem „müssen" spricht.

Wir betonen zum Schluß nochmals, daß die Altgläubigen volle Freiheit behalten, bei den ihnen wertvollen Formen und Formeln zu bleiben, und daß dieselben demnach einen Gewissensdruck in unserem Begehren nicht erblicken können."

Über den Kampf, welcher sich an diese bemerkenswerte Eingabe an die Synode anschließt, werden wir später berichten.

Combes und das Konkordat. II.

Es ist Aufgabe des Staatsmannes, dem Volke die Einrichtungen zu schaffen, und unaufhörlich so umzuschaffen, wie sie zum Schutz und zur Pflege des unbewußten Gemütszustandes für die Gesamtheit möglichst zweckmäßig sind. Als Combes gelegentlich der Schuldebatte (12. Nov. 1903) zum ersten Mal öffentlich erklärte, daß die Regelung der Frage „Trennung der Kirche vom Staat" dem Jahre 1904 vorbehalten sei und zugleich einen Parlamentsausschuß zur Beratung dieser Frage einsetzen ließ (Entwurf Briant), da wußte er so wohl wie Napoleon, daß „die religiöse Idee zur Zeit noch nötig sei" (Combes in der Kammersitzung vom 26. Jan. 1904). Und mit diesen Worten befürwortete er die Aufrechterhaltung des Konkordates sowie die Bewilligung des Kultusbudgets: ca. 40 Millionen Francs. Damit hätten sich die französischen Bischöfe in der Erinnerung an viele Unterlassungssünden begnügen sollen. Aber der alte Wahnwitz hatte sie gepackt, als der liberale Senat (20. Nov.) die Beseitigung aller Schulorden beschloß und (18. Dez.) ein Gesetzentwurf diese in fünf Jahren zu verwirkichen beantragte. Da protestierten die Hierarchen ungestüm, voran (Jan. 1904) die Erzbischöfe von Paris, Rheims, Lyon. Und Combes sah sich veranlaßt (Febr.), diese Herrn vor den Staatsrat zu zitieren, den Justizminister Vallé aber mit der Vorbereitung eines Gesetzentwurfes zu beauftragen, „welcher die Bestimmungen des Strafgesetzbuches über Reden und Schriften von Geistlichen ergänzen soll, in denen die Maßnahmen der Regierung und des Parlaments kritisiert werden". Inzwischen waren auch Streitigkeiten mit der Kurie über die Ernennung der Bischöfe (Nobis nominavit) gewesen und ohne völlige Erledigung (Jan. 1904) einstweilen beigelegt zur Zufriedenheit der Regierung. Von sieben vakanten Bistümern wurden wenigstens zwei besetzt (s. Konkordat 4—6). Mit den übrigen hatte es Combes nicht eilig. Sie sind wohl noch zu haben. Der

Papst aber war gereizt, soll mit seinem Nuntius Lorenzelli in Paris sehr unzufrieden gewesen sein und geneigt zum Bruch mit der Regierung (Febr. 1904). Ein so lumpiges Konkordat war ihm die Freundschaft nicht wert. Jedenfalls schlug er im März eine scharfe Tonart an (Ansprache an die gratulierenden Kardinäle an seinem Namenstage), rühmte die Orden in Frankreich, sprach von deren unberechtigter Herausforderung durch die Regierung und klagte über die Zitation von drei Kardinälen vor den Staatsrat (S. oben und „organ. Artikel" 3). Gegen derartige Empfindungen aber protestierte Combes energisch in einer Note, die der Botschafter Nisard dem Staatssekretär überreichte: Das Konkordat sei nicht verletzt! — Vier Wochen später wurde endlich Loubets Besuch beim König in Rom fällig (Ende April), nachdem zwei Jahre lang ein eventuell gleichzeitiger Besuch beim Papst hin und her erörtert worden war. Schließlich kam der Präsident, ohne vom Papst Notiz zu nehmen, das Staatsoberhaupt des größten katholischen Volkes! Es war ein Präzedenzfall, den sich gewiß etliche Fürsten gern zu nutze machen möchten. Dem vorzubeugen mußte also mindestens etwas geschehen: Der „Osservatore Romano", offizielles Organ der Kurie, erklärte, daß der Papst gegen die Reise protestiere. Die päpstliche „Voce della Verità" beleidigte Loubet und wurde deshalb von der italienischen Polizei beschlagnahmt. Die „Cività Cattolica" feindete Loubet heftig an und wurde dafür von Pius belobt. Man wird von beiden Seiten schärfer. Und die Dinge drängen dazu: Schon hat die französische Regierung gegen den letzten päpstlichen Protest in Rom offiziell erklären lassen, daß sie ihn als nichtig und nicht erfolgt ansähe, da bringt Jaurès in seiner neubegründeten „Humanité" (16./5.) die Mitteilung, daß der Papst gegen Loubets Reise nach Rom an andere Regierungen Protestnoten erlassen habe, die einen beleidigenden Text für Frankreich hätten. Und da gerade in Paris die Deputiertenkammer neu eröffnet wurde (19. Mai), lag die Erregung des französischen Volkes nahe. Für die Politik Combes war das günstig. Er gab dem Botschafter beim Vatikan Befehl, sofort seinen Urlaub anzutreten. Am 21. Mai verabschiedet sich Nisard feierlich von Merry del Val, wird noch am Bahnhof vom französischen Kardinal Matthieu ostentativ — sagt man — begrüßt und fährt dann nach Paris ab.

Aus diesem „vorzeitigen Urlaub" ist Nisard nicht wieder auf seinen Posten zurückgekehrt. Nach seiner Abreise veröffentlichte die Kurie die letzten Verhandlungen, worin der Botschafter die Mitteilung jener fremden Noten verlangt hatte. Das schien denn Merry gegen jede diplomatische Sitte. Kurz, man konnte sich nicht einigen und wollte es nun auch nicht mehr. Die Kurienorgane werden schärfer; in der französischen Kammer erhält Combes am 27. Mai eine riesige Majorität für sein Vorgehen (420 gegen 90), die Radikalen fordern stürmisch die endgültige Aufhebung der Botschaft. Dazu bedurfte es nur noch eines letzten Anlasses: Die Kurie mußte das Konkordat verletzen. Das soll nun dadurch geschehen sein, daß der Papst durch Merry del Val und durch den Kardinal Vannutelli und Parocchi französische Bischöfe ohne vorherige Verständigung mit der französischen Regierung (Mai—Juli) nach Rom gefordert oder zur Niederlegung der Ämter habe veranlassen wollen. Die Motive dazu sind hier gleichgültig. Es genügt, daß die Regierung gegen den direkten Verkehr der Kurie mit französischen Bischöfen protestiert. Dieser widerspricht den organischen Artikeln 1—2 (S. oben). Natürlich konnte auch hierüber keine Verständigung erzielt werden, da die 77 organischen Artikel von der französischen Regierung als verbindlich angesehen werden, von der Kurie aber bestritten werden. So sind denn die amtlichen Verhandlungen am 29. Juli seitens der französischen Regierung abgebrochen worden. Am 30. wurden die Botschaft beim Vatikan und die Nuntiatur in Paris geschlossen. Was künftig geschehen wird, werden wir erfahren: Combes wollte längst eine „Revision" des Konkordates. In eine Trennung von Kirche und Staat wird der kluge Mann kaum willigen.

Die 51. Generalversammlung der Katholiken Deutschlands.

I.

Sicherlich nicht so glanzvoll wie im vergangenen Jahr die Jubelversammlung zu Köln, aber ohne Zweifel ansehnlich genug, wird heuer die 51. Generalversammlung der Katholiken Deutschlands vom 21.—25. August zu Regensburg tagen. Zum dritten Mal innerhalb des letzten Jahrzehnts hat man Bayern zum Schauplatz einer solchen Tagung ausersehen. Das begreift sich wohl. Bayern, wo es am Anfang des vergangenen Jahrhunderts noch bei Strafe verboten war, einer anderen als der katholischen Kirche anzugehören und wo dank einer klerikalen Majoritätspartei die Protestanten heute wieder um ihre verfassungsmäßigen Rechte kämpfen müssen, wie einst in den trüben Tagen des unseligen Kniebeugungsstreits — Bayern gilt in den Augen vieler auch heute noch als ein spezifisch katholisches Land. Sein Herrscherhaus, das im Dreißigjährigen Krieg an der Spitze der katholischen Liga stand, zeichnet sich auch in der Gegenwart durch gut katholische Gesinnung und streng kirchliche Haltung aus. Seine Bevölkerung gehört zu reichlich zwei Dritteln dem katholischen Bekenntnis an. So gibt Bayern einen außerordentlich günstigen Boden für die Veranstaltung einer Katholikenversammlung ab.

Auch die Stadt, in der man heuer tagen will, ist glücklich gewählt. Regensburg, in frühester Zeit herzoglich bayerische Residenz, später gut evangelische Reichsstadt und Sitz des permanenten Reichstags, wird seit der Auflösung des heiligen römischen Reichs deutscher Nation vom vollen Strom des öffentlichen Lebens nur noch wenig berührt und ist in seiner Entwicklung nicht unerheblich zurückgeblieben. Regensburg ist Bischofssitz, und zwar steht seit langen Jahren an der Spitze der Diözese Herr von Senestrey, ein bekannter Gönner der Jesuiten und zur Zeit des Vatikanums einer der eifrigsten Vorkämpfer der päpstlichen Unfehlbarkeit. Das mittelalterliche Gepräge einer hervorragend schönen Architektur charakterisiert bis zu einem gewissen Grad auch das geistige Leben dieser Stadt, in der das evangelische Element vom katholischen immer vollständiger aufgesogen wird. Man hat gesagt, daß der Katholizismus das noch nicht zerschmolzene Mittelalter sei. Wenn diese Behauptung wahr ist, dann hat man für die Abhaltung einer Generalversammlung deutscher Katholiken gar kein homogeneres Milieu finden können als gerade das heutige Regensburg.

Um die Einladung zum diesjährigen Katholikentag recht zugkräftig zu machen, hat man sich nicht gescheut, sehr laute und sehr befremdliche Töne anzuschlagen: „Wir gehen ernsten Zeiten entgegen. Von Tag zu Tag mehren sich die Erscheinungen, welche als Vorläufer eines allgemeinen, wohlorganisierten Kampfes gegen unseren heiligen Glauben, gegen die Freiheit unserer heiligen Kirche, gegen die gesicherte religiöse Erziehung unserer Kinder, gegen unsere Rechtsstellung in Staat und Gesellschaft erkennbar sind." Ehrlich sind solche Lamentationen nicht, angesichts der beneidenswerten Stellung, die der im Zentrum politisch organisierte Katholizismus zur Zeit sowohl in Bayern, als in Preußen und im Reich einnimmt. Wie kann man im Ernst von einem allgemeinen und wohlorganisierten Kampf gegen den Glauben, gegen die Freiheit der Kirche usw. reden, wenn man in Bayern — von allem anderen abgesehen — der Sozialdemokratie durch das schwarz-rote Kartell zu irgend welcher kirchenfeindlichen Aktion die Hände gebunden hat, wenn man in Preußen die Zulassung der marianischen

Kongregationen, im Reich die Rückkehr der Jesuiten erwirkt hat, wenn der ultramontane Reichstagspräsident in wohlüberlegter Ansprache das Zentrum als die Achse bezeichnen darf, um die sich bei uns alles drehen müsse, wenn endlich die höchste kirchliche Autorität ihrer wohlbegreiflichen Genugtuung über die Verschiebung der konfessionellen und kirchenpolitischen Lage in Deutschland dadurch Ausdruck geben kann, daß sie die Heimat der Reformation nur noch Mia Germania nennt!

Der katholische Kirchenhistoriker F. X. Kraus hat in den kirchenpolitischen Briefen, die er unter dem Pseudonym Spektator in der Beilage zur „Allgemeinen Zeitung“ veröffentlicht hat, über die Generalversammlungen deutscher Katholikentage folgende Bemerkung gemacht: „Die Grundbedingungen, unter welchen Versammlungen wie die Katholikentage gedeihen und Nutzen stiften können, sind leicht anzugeben. Die erste ist, daß auf solchen Versammlungen diejenigen erscheinen und zu Worte kommen, welchen durch ihre geistige Bedeutung eine führende Rolle zusteht. Als zweite Bedingung müßte man die unanfechtbare Freiheit des Wortes bezeichnen; als dritte die Erhaltung des Interesses an den Verhandlungen, was nur dadurch geschehen kann, daß solche Versammlungen nicht zu oft stattfinden und daß auf ihnen wirklich die wichtigen oder brennenden Tagesfragen zur Verhandlung gelangen.“ (Beilage zur „Allg. Ztg.“ vom 1. Oktober 1895).

Es war kein günstiges Urteil, daß der Spektator, von solchen Voraussetzungen aus über die deutschen Katholikentage fällen mußte. Warten wir es ab, ob uns die Regensburger Tagung eine bessere Meinung beibringen wird.

Inzwischen haben sich aus dem Adel Bayerns Stimmen erhoben, nach denen es Kreise gibt, die es ablehnen, am Katholikentag teilzunehmen, weil man mit der Gleichsetzung von Katholizismus und Zentrumspartei nicht einverstanden sei und mit seiner Person das Auftreten des Herrn Dr. Heim im bayerischen Abgeordnetenhause nicht decken möchte. Wenn dies Blatt erscheint, sind gewiß diese doch vereinzelten Stimmen von dem obligaten „rauschenden Beifall“ der Massen in Regensburg schon übertönt. Aber die Art, wie diese Stimmen sich geltend machten von unzweifelhaft treuen Katholiken, lassen vermuten, daß sie wiederkommen werden.

Vereine und Versammlungen.

Olten in der Schweiz, 1.—4. September: VI. Internationaler Altkatholikenkongreß.

Posen, 13.—15. September: Generalversammlung der evangelischen Pfarrvereine. Aus den Verhandlungsgegenständen seien genannt: Beitritt zur „Sozialen Geschäftsstelle“ und Beitritt zur „Zentralstelle für das evangelische Deutschland“. Kreis- und Ortsschulinspektion der Geistlichen. „Wie bewahren wir uns die rechte Innerlichkeit.“ (Referent: Superintendent Wuttke-Schönfließ.)

Rom, 20.—22. September: Internationaler Freidenkerbund (Fédération internationale de la libre pensée). Zur Diskussion stehen: Dogma und Wissenschaft, der Staat und die Kirchen; Internationales öffentliches Recht (Diplomatische Beziehungen zwischen den Staaten und Kirchen): Ref. Gust. Hubbard-Paris. — Öffentliches inneres Recht (Souveränität des Staates, Konkordate 2c.): Ref. Lorand-Brüssel. — Unterricht: Ref. Sergi-Rom. — Öffentliche Wohlfahrtspflege: Ref. Junoy-Barcelona. — Die religiösen Missionen: Ref. Heerford-London. — Ein deutscher Referent ist nicht bestellt. Anfragen zu richten an den Sekretär des Bundes: M. Emile Chauvelon, 63, Rue Claude-Bernard, Paris Ve.

Rostock, 26.—29. September: Allgemeine evangelisch-lutherische Konferenz. Aus den Verhandlungsgegenständen: Generalsuperintendent D. Kaftan: „Taugt das evangelisch-lutherische Bekenntnis für das 20. Jahrhundert?“ — Oberpfarrer Seidel in Lichtenstein: „Was können wir tun, daß die Landeskirche Volkskirche wird?“ — Professor Dr. Boeckh in Augsburg: „Der Religionsunterricht in den höheren Lehranstalten“. — Bischof Ullman in Strengnås: „Die Bedeutung und Wichtigkeit des Gebets bei der jetzigen Lage unserer evangelisch-lutherischen Kirche.“ Anmeldungen und Anfragen sind zu richten an den Lokalausschuß der XI. Allgemeinen evangelisch-lutherischen Konferenz in Rostock i. M.

Dresden, 3.—6. Oktober: Die Generalversammlung des Evangelischen Bundes. Aus der Tagesordnung sei hervorgehoben, daß die beiden Festpredigten von den Herren Sup. D. Meyer-Zwickau und Konf.-Rat Lahusen-Berlin gehalten werden. Vorträge halten die Herren Senior D. Dr. Bärwinkel-Erfurt über „Hat der Evangelische Bund politische Aufgaben?“ — Prof. D. Tschackert-Göttingen über „Das echte Lutherbild“ — Prof. Dr. Böthlink-Karlsruhe über „Römisch-päpstliches oder deutsches Recht?“ — P. Lic. Everling-Krefeld über „Konfessionelle Friedensstimmen und evangelische Bundesarbeit“ — Prof. D. Kirn-Leipzig über „Beruf nnd Kraft der Kirche des Evangeliums“ — Sup. D. Meyer-Zwickau über „Religiöse Unklarheit als Bundesgenosse Roms“ — Prof. Dr. Trommershausen-Frankfurt a. M. über „Protestantische Erziehung“.

Es sei hier noch darauf hingewiesen, daß Bestellungen von Wohnungen bis spätestens 25. September an die Geschäftsstelle des Evangelischen Bundes in Dresden, Wallstraße 6 (Justus Naumann) zu richten sind.

Anfrage. Wer von unseren Lesern hat die Verhandlungen des Internationalen Sozialistenkongresses ernstlich verfolgt und möchte uns davon und dazu etwas sagen.

Höchste Auszeichnungen.
Emmer-Pianinos.
Flügel-Harmoniums.
Fabrik Berlin C 89, Seydelstr. 20.
Günstigste Zahlungsbedingungen.
Preisbuch gratis.

S. Roeder's
Bremer Börsenfeder.

Anerkannt beste Schreibfeder.
Ueberall zu haben; jedoch nur echt mit dem Namen: Roeder.

Dr. O. Beeck,
Phantasie und Religion.
Bremen, M. Nössler.
81 S. Mk. 0.80.
„In besonnener und freimütiger Weise erläutert der Verfasser den Einfluß der Phantasie auf Mythos und Religion.“ (Alfred Biese in der „Deutschen Literaturzeitung“.)

Heidjers Heimkehr
Eine Erzählung aus der Lüneburger Heide
von **Diedr. Speckmann.**
Mit Buchschmuck von Th. Herrmann.
Preis brosch. M. 2.—, geb. M. 3.—
Der Verfasser schildert uns Land und Leute der Heide in ihrer ganzen Eigenart. Es ist ein hohes Lied auf die Heideheimat, wie es eben nur der singen kann, der darin aufgewachsen ist. Die Erzählung mutet uns an, wie ein Sonntagmorgen im Frühling, wenn die Menschen im Feierkleide gehen.
Verlag von Carl Schünemann, Bremen.

Sachsen-Altenburg.
Technikum Altenburg
Maschinenbau. Elektrotechnik
Programm kostenfrei.
Lehrwerkstätte

Soeben erschienen:
Die Lehre vom Sohne Gottes.
Von Pfarrer **Altherr**, Basel.
Preis 1 Mk.
Die Schrift verdankt ihre Entstehung einem Preisausschreiben der Ludwigsstiftung, deren Kuratorium eine populäre Darlegung der Lehre vom Sohne Gottes in den verschiedenen Religionen verlangte. Pfarrer Altherr, Basel, ein angesehener Schriftsteller auf religiösem Gebiet, gewann mit der vorliegenden Schrift den Preis.
Bestellungen nehmen sämtliche Buchhandlungen, sowie der unterzeichnete Verlag entgegen.
Carl Schünemann, Bremen.

Für die Herausgabe verantwortlich: Pastor R. Emde, Bremen, Kirchbachstraße 7. Verlag und Druck von Carl Schünemann, Bremen.